universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Vitus Venloo

Busson, Paul

Wien [u.a.], 1930

urn:nbn:at:at-ubi:2-16101

Univ.-Bibliothek Innsbruck
38515

PAUL BUSSON

Vitus Venloo

38515

PAUL BUSSON

Vitus Venloo

Die Geschichte einer Jugend

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung
Wien und Leipzig

(1930.)

UB INNSBRUCK
+C30184500

[38515.]

8/5.1931. Vereinsbuchh. = 8.20 S.—
(gb.)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1930 by F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung,
Wien und Leipzig
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

16/IV 47

Vitus Venloo

I

Im Kirchendunkel flackerten golden die Kerzenflammen, Vitus Venloo stand ganz versunken. Um das Grab des Heilands, der alljährlich um diese Zeit von neuem gegeißelt und bespien wurde, um in bitterem Leiden und Sterben die sündige Menschheit zu erlösen, leuchteten die wassergefüllten Glaskugeln, von verborgenen Öllämpchenflammen durchglüht, stahlblau, feuergelb, violrot, mondweiß, scharlachen und smaragdgrün. Am Hochaltar funkelten fünfzehn Lichter auf einem dachartigen Ständer und neben der großen hölzernen Ratsche, die statt der stummgewordenen Glocken zur Andacht rief, hockte ein kleiner Mesnerbub im Chorrock und aß verstohlen Brot aus seiner Tasche. Von oben her zogen tiefe Orgelklänge durch das halbdunkle Schiff der Hofkirche. Die ehernen Ritter in Plattenpanzern und Kettenhemden, die Frauen mit gekrümmten, messingspiegelnden Fingern, Gugeln, Schneppen und Kronen auf dem Haar, wachten in

ewiger Starrheit. Das Vorspiel der Orgel setzte aus und zu ihrer wieder erwachenden leisen Begleitung schwoll ein süßtrauriger, vielstimmiger Gesang von Knaben-, Frauen- und Männerstimmen: „A—a—a—aleph.“ Vitus Venloo, auf den diese weinenden Töne mächtig wirkten, wußte, daß Aleph, der erste Buchstabe im Hebräischen, den Beginn der Klagelieder des Propheten Jeremias bedeute. Aber trotz dieses Wissens war es ihm, als ob diese steigende und fallende Tonfolge des Gesungenen kein Wort, sondern ein geheimnisvoller uralter Wehruf sei, ein jammernder Schrei aus entsetzlichster Not. In seinem Denken, das die gegen alle Vorschrift seines Glaubens deutsch gelesenen Stellen der Lutherbibel verworren aufbewahrt hatte, tauchte das Bild der Frauen Jerusalems auf und der geschändeten Jungfrauen, die mit nackten Brüsten und blutend in den engen Gassen lagen oder sich unter den rohen Griffen brauner, eisengepanzerter Legionssoldaten wanden, kreischend und mit gelöstem Haar. Er sah mitten unter ihnen das Gesicht der schönen Adelheid Weinschenk, die er heimlich anbetete, sah die Flechten auf dem Haupte einer jungen Magd im Elternhause und das Kindergesicht der Gretl Kluibenschild, deren rotblonder

Zopf sich um die braune Faust eines Römers schlang. — Romanus — jener Aslaz hieß mit dem Vornamen Romanus, ein wegen sittlicher Verfehlungen aus dem Gymnasium entlassener Schüler, der ihn, Vitus Venloo, vor zwei Jahren an einem schwülen Sommerabend mit einem häßlichen Knabenlaster bekannt gemacht hatte, dem er freilich in immer längeren Abständen von Zeit zu Zeit wieder verfiel und dann tagelang von Abscheu und Selbstverachtung gequält wurde. Auch jetzt stieg dem Halberwachsenen Schamröte ins Gesicht. Tagelang litt Vitus unter der Vorstellung, als ein Unwürdiger den Leib des Herrn empfangen zu haben. Die Ankunft des Onkels Otto, eines Bruders der Mutter, brachte ihm neben der Ablenkung, die dieser Besuch für ihn bedeutete, auch sonstige Erleichterung. Denn der Onkel, ein weitgereister und vornehmer Mann, machte sich trotz aller Einreden der empörten Schwester vor Vitus über die fromme und frömmelnde Art der Leute hier und über das goldene, klingelnde und weihrauchduftende Beiwerk des Katholikentums in spottender Weise lustig. Die Verehrung, mit der Vitus an diesem Verwandten hing, die unbeschränkte Gewalt, die alle Erzählungen und Aussprüche dieses schönen und großen

Mannes ausübten, eines Mannes, der in Amerika, Afrika und Australien gewesen war, zahlloser Zweikämpfe und Liebesgeschichten halber in der ganzen Sippe berühmt und heimlich bewundert war, wirkte förmlich befreiend auf den Knaben, der nun leichten Herzens den Glaubensballast aus seinem Schifflein warf.

So war Vitus auch diesmal nicht in die Hofkirche gegangen, um einem Gott, von dem er sich abgewendet hatte, zu dienen. Er hatte hier ein Stelldichein mit seinem Mitschüler, dem jungen Fritz von Hochschreck verabredet, der ihn bei dem bestimmten Erzbild des Königs Artur treffen und abholen wollte. Vitus sah in der Wartezeit den Sagenkönig genau an und fand mit Befriedigung, daß der dem Onkel Otto Marlemont gewissermaßen ähnlich sah und unter dem metallenen Schnurrbart einen ebenso spöttischen und klugen Mund zu verbergen schien. Bei den weinenden Klängen der Lamentation Palestrin zuckte der alte Glaube dennoch auf — und einmal war es Vitus, als stünde der Heiland bleich und gütig lächelnd zwischen den schwarzen Gestalten und blickte ihn mit strahlenden, milden Augen an —, das war, als die Stimmen oben auf dem Chor den Kehrreim sangen und vorne

auf dem Dreiecksleuchter wieder ein Licht gelöscht wurde: „Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott!“ Weiche Trauer ging über das Herz des jungen Vitus Venloo. — —

Zwei schwerfällig auf Nagelschuhen stapfende Bauern, der Tracht nach aus dem oberen Inntal, weckten Vitus aus seiner Versunkenheit. Sie kamen zwischen den „schwarzen Manndern“, wie der Volksmund die Rittergestalten aus Erz hieß, hervor und der Jüngling erkannte in einem der beiden das Jesushaupt, das er früher zu sehen glaubte, ein feines, von alter und vornehmer Rasse zeugendes Gesicht mit schönem blonden Bart und hellen, von einem edlen Geiste durchsonnten blauen Augen. Dieses Antlitz hatte ihn angesehen und aus diesen Blicken hatte sich eine unbewußte und aus sich selbst strahlende Herzensgüte ihm mitgeteilt. Er sah diesem Bauern, der von einem plumperen und gewöhnlicher aussehenden Begleiter gefolgt war, so lange nach, bis ein großer und schlanker junger Mensch in hellem Überrock sich vor das Bild der Weggehenden schob. Das Erscheinen Fritz Hochschrecks, auf den er hier gewartet hatte, war für Vitus das Zeichen zu gehen.

Das Licht des Vorfrühlingsnachmittags blendete

Vitus trotz des sinkenden Tagesscheins. Vor ihnen lag weiß, im Beginn von der gelben Hofburg und den Stadtsälen eingefaßt der Rennweg, und darüber hinaus erhob sich dräuend und alles Land nach Norden mit einer Riesenmauer sperrend die Bergwand mit vielen Spitzen und Graten und dem wappenartigen Steinbild der Frau Hitt. Über den düster grünen Nadelwäldern lagen graubraun die verlassenen Almen, waren die vielen Hüttlein des Höttinger Hochlagers zum Greifen nahe. Der warme Wind, der in langen Stößen über den Brenner kam, die zerfressenen Schneefelder in den Geröllhalden völlig zerschmolz und in gurgelnde Bergwasser verwandelte, machte die Luft so dünn und klar, daß der Eindruck der Entfernung auf eine zauberhafte Weise aufgehoben war. Alles war in nächster Nähe, Häuser, Berge, einzelne Schirmtannen und Steinblöcke. Der Breccia-Steinbruch bei der Hungerburg sah aus wie die braune Mauer eines zerfallenen Schlosses oder wie eine schwarze Wunde im Leib des Berges. Dünne, zerrissene, spitzenartige Wolkengewebe zogen in langen Strähnen über den Himmel. Der Inn ging sehr hoch, wie man aus seinem dumpfen, weithin hörbaren Rauschen schon entnehmen konnte. In dieser lauen,

schweren und namentlich Vitus peinigenden Luft schwammen von einem freien Platz her Hornrufe und Trommelwirbel übender Spielleute. An solchen Tagen litt der Heimatlose, den die in ererbten andersartigen Blutgefäßen und Nerven begründete Widerstandslosigkeit gegen den erschlaffenden Südhauch niederdrückte, meist auch an halbseitigem Kopfschmerz und unbestimmbaren Gefühlen eines großen körperlichen Mißbehagens, genau wie seine Mutter, während dem Vater derartige Wetterlaunen nichts anzuhaben schienen. Sie gingen den Rennweg hinauf, mit dem „Allerwertesten" gegen das Schimpansium gewendet, wie Fritz bemerkte, und betrachteten die Entgegenkommenden, durchaus unbändig und derb in ihren Äußerungen, welche Art zu sprechen ihnen dem Ideal kraftvoller und den rauhen Sitten des Berglandes entsprechender Männlichkeit am nächsten zu kommen schien.

„Mein Alter hat mich gestern schwer beschimpft," sagte Hochschreck. „Er muß etwas gemerkt haben von der Hercynia. I hab alles abgelogen. Dann hat er mich auf Ehrenwort gefragt, ob ich bei einer Pennälerverbindung sei. Ich habe nein gesagt."

„Du, das ist aber —" sagte Vitus. In diesem Augenblick zogen sie beide rasch und erschrocken

den Hut, weil der Klassenvorstand, der Professor Karfreiter, mit Stock und Absätzen aufstampfend dicht an ihnen vorüber ging. Aus seinem gelben Gesicht mit dem ziegelroten Bärtchen stach ein schiefer, mißtrauischer Blick nach den beiden sehr mäßigen Schülern, die früher oder später ‚auf die schiefe Ebene' kommen mußten. Er hob kaum den Zeigefinger zum Hutrand. „Ein alter Schuft!" schimpfte Fritz hinter ihm drein.

„Also das Ehrenwort. Paß auf. Erstens einmal haben wir doch beschlossen, daß jeder Hercyne, wenn er von Propheten oder Eltern gefragt wird, ob er bei der Verbindung sei, in diesem Augenblick als ausgesprungen und dem Bunde nicht mehr angehörig zu gelten hat. Also kann er auch ruhig sein Ehrenwort geben, daß er bei keiner Verbindung ist — verstehst du? Bei mir ist die Sache aber noch ganz anders. Einmal schon hat mir mein Alter etwas nicht geglaubt und da hab ich ihm mein Ehrenwort drauf gegeben. Weißt du, was er mir da gesagt hat? Ein Pennälerehrenwort gilt nur unter Pennälern! Also bitte! Wenn das Ehrenwort sowieso nichts gilt, dann ist es ja auch wurscht, wenn es falsch ist. Hab ich nicht recht?"

„Na ja — eigentlich schon," sagte Vitus, „aber

so — verdreht kommt mir das vor, und dann, wenn wir schon so gute und rechte Deutsche sein wollen" — —

„Aber geh! Das ist eben Politik. Und überhaupt, gegen die Gewalt hilft nur List. Übrigens denkt mein Alter nicht mehr daran. I werd lieber schauen, daß ich die Mali drankrieg — unser Dienstmädel. Ein wunderbares Weib, sag ich dir! So — —" Er machte eine eindeutige Handbewegung nach der Brust.

„Ach die Weiber — —" sagte Vitus mit inniger Verachtung.

„Was darfst denn du reden," eiferte der andere, „hast ja noch keine gehabt — —"

„Du vielleicht?"

„Das glaub ich."

„Ja, ich weiß schon, das Mensch in Sankt Nikolaus, das gilt nicht, die kann jeder haben, der will. Daß dir nicht gegraust hat?"

„A no! Die war ganz nett. Aber die Mali wär schon etwas anderes — oder die Kluibenschild, die da kommt!"

„Solche Mädeln, die sind doch nicht zu haben!" Vitus wurde rot und schaute scheu den Backfisch an, der ihnen entgegen kam, ein hübsches Kind mit Stupsnase und dickem rötlich-goldenen Zopf.

„Da schau, der Herucker steigt ihr nach!"
Und richtig ging in achtungsvoller Entfernung hinter dem jungen Ding ihr engerer Genosse und Mitschüler Johann Herucker, der Dichter, den Hut in der Hand und mit der Linken in seinem nach aufwärts gekämmten dunklen Haar wühlend. Auf der großen Hakennase saß eine Brille und ein Schnurrbärtchen beschattete die Oberlippe des langen und schmalbrüstigen Gymnasiumschülers, auf dessen abfallenden Schultern der lodene Wettermantel wie auf einem Kleiderstock hing.
Sie grüßten, riefen „Servus" und drehten sich nach dem Mädchen um. Ihr Blut war voll von den Qualen unbefriedigter Reife. Die zehrende Sucht, es den Erwachsenen gleich zu tun, trieb sie schmutzige Redensarten zu gebrauchen und ihr Verlangen in Worte zu kleiden, die ebenso entstanden wie jene einfachen und schamlosen Inschriften und Bleistiftzeichnungen auf Planken und in öffentlichen Bedürfnisanstalten. Der heiße Wind, das unserne Tosen des Flusses, der herbe Geruch von frischer Ackererde und kreisendem Saft im Bast der Bäume und Sträucher regte sie auf und machte ihr Blut schwer. Und immer wieder stießen wie unsichtbare Raben die demütigen Gedanken an ihr Schuljungendasein,

ihre Rechtlosigkeit und Schwäche, die Angst vor Entdeckung verbotener Heimlichkeiten, nicht gemachter Hausarbeiten und kleiner Schulden auf sie nieder. Vitus litt stärker unter diesen Gefühlen als der weniger empfindliche Fritz von Hochschreck, obwohl dieser in seinem von Natur aus kühlen, hochmütigen und in Standes- und Staatsrücksichten eingesponnenen Vater, einem hohen Regierungsbeamten, eher eine strenge Aufsichtsperson als einen einsichtsvollen liebenden Freund und Berater sehen mußte, im Gegensatz zum Freunde, den elterliche Güte wie ein warmer Mantel einhüllte.

„Hast du Geld?" fragte Fritz, „dann könnten wir ins Löwenhaus gehen. Das Bier ist gut und das Moidele ist ein fescher Besen."

„Achtzig Kreuzer — wart, neunzig sind es. Das langt schon." Vitus steckte die aus schwarz-rot-gelben Seidenfäden gehäkelte Börse wieder ein. Sie gingen dem Rauschen des Flusses zu, zwischen uralten knorrigen Pappelstämmen, und sprachen über das, was ihnen das Wichtigste auf Erden schien, über die Verbindung „Hercynia", den geheimen Verein am Obergymnasium, dem sie mit Leib und Seele angehörten, über drohende Gefahren, die namentlich in den beständigen Kundschaftergängen

des Direktors Dr. Eierweiß bestanden und über die häuslichen Schicksale der Verbindungsgenossen. Da war einmal der Vinzenz Plöchhammer, der auf Wunsch seines Vaters, eines alten Schmiedes, nach Entdeckung seines Farbenbandes ausgetreten war, dann der Sohn des Oberlandesgerichtsrates Malzey, dem sein Vater auch das bescheidenste Taschengeld entzogen hatte und der nun auf Kosten der Verbindung die Kneipe besuchte. Fritz erinnerte Vitus an die bevorstehende Wahl der Chargierten, versicherte, daß er, Spadini, Herucker und Malzey ihm, Vitus, ihre Stimme bei der Seniorswahl geben würden und fügte dann in einem Atem hinzu, Vitus möge ihm einen Gulden leihen, damit er der Mali eine Brosche kaufen könne. Sie standen vor der Tür des Vereinszimmers.

„Weißt du, vielleicht pumpt dir deine Alte den Gulden," sagte Fritz eindringlich, „am Ersten geb ich ihn dir sowieso zurück." Sie traten in das halbdunkle, nach saurem Bier und kaltem Pfeifenrauch duftende holzgetäfelte Zimmer und setzten sich. Außer ihnen schien niemand anwesend zu sein. Eine alte häßliche Kellnerin erschien, maß die beiden jungen Leute geringschätzig von oben bis unten und fragte dann kurz:

„Wos kriagn's denn?"

„Zwei Halbe Bier und zwei Paar Würschtln mit Kremser Senf," sagte Vitus.

„So? Würschtln?" sagte die Kellnerin und machte böse Augen. „Seid's koane Krischtn? I moan heint war Griendonnerschtag?"

Fritz fragte nach der sonst hier tätigen hübschen Kellnerin.

„Des secht's ja, daß die Moidl heint net do ischt."

Gleich drauf brachte sie in zwei Glaskrügen mit bunt bemalten Deckeln das dunkle Bier, rechnete sofort ab und steckte ohne Dank das kleine Trinkgeld ein.

„Prost Blume!" sagten beide gleichzeitig und stießen die Gläser auf den Tisch.

„Immer muß ich an die verfluchte Mali denken," seufzte Fritz. „Ich glaub, sie hält mich zum Narren. Aber den Gulden pumpst du mir, gelt?"

„Wenn's geht — ja," sagte Vitus und sah im Geiste ein dickes Weib mit ungeheuren Brüsten vor sich. Aber dann erschien die gelbe verkniffene Fratze des Krax, des Klassenvorstandes, der ihm mitteilte, daß er, Vitus Venloo, sich bereits ‚auf der schiefen Ebene' befinde. „Wenn er mich nur aus Griechisch nicht schmeißt!" sagte er laut.

„Mir geht's beim Kotz schlecht!" Kojnar hieß so,

der Professor aus Mathematik, in Wahrheit ein namhafter Gelehrter, der auf seine Berufung an eine Hochschule rechnete. Er war leberleidend und es machte ihm wenig Freude, sich mit dem dürftigen Lehrstoff und lernunlustigen Buben abzugeben. Hochschreck war in Mathematik einer der Schwächsten.

Umständlich zog Hochschreck eine neue Porzellanpfeife aus seiner Tasche und genoß die Bewunderung, die Vitus dem Kunstwerk eines Jenenser Wappenmalers entgegenbrachte. „Hercynia sei's Panier!" stand über dem fahnenumwallten, helmgekrönten Schild, das vier Felder umschloß, ein blau-rot-goldenes, eines mit dem Gründungstag und dem Wahlspruch, ein blaues Feld mit einer goldenen Leier und ein rotes mit einer silbernen Brücke, dem Wahrzeichen der Stadt. Die jungen Leute berauschten sich an dieser Pracht von Farben und Gold, und Hochschreck, der mit gehobenen Gefühlen beizende Rauchwolken von sich blies, sah immer wieder seine schöne Pfeife an, die in einer postlagernden Nachnahmesendung angekommen war.

„Das weißt du ja, daß der Eierwecke gesagt hat, er wird die Anstalt schon reinigen von den Preußenheuchlern und Deutschnationalen," sagte Vitus und zündete sich eine Zigarette an, „damals, wie er dem

Spadini acht Stunden Karzer gegeben hat, wegen dem Bismarckkopf an der Uhrkette — —"

„Der Wex, der Esel, ist wie mein Alter. Wenn er den Namen Bismarck hört, kriegt er Bauchweh und verrichtet eine Reinigungsandacht vor seinem Ritterkreuz am roten Bande. Der Zeindl ist weit anständiger. Der hat gesagt, auch beim Gegner dürfte man nicht versuchen, durch Schmähworte seine Bedeutung herabzusetzen. Da hat er den Luther gemeint."

Es wurde dunkler im Zimmer. Vitus, dessen niederdeutsches Blut einen Schuß romanischer Fähigkeit zum raschen Aufbrausen und Überschäumen hatte, erging sich in kräftigen Worten, mit denen er seine sehr jugendlichen und unverständigen Ansichten über Religion, Staat und Liebe verfocht und dabei Ausdrücke gebrauchte, die seinen sofortigen Ausschluß aus sämtlichen Mittelschulen des in dieser Hinsicht wohlüberwachten Staates zur Folge gehabt hätten. Auch hier waren solche Reden unvorsichtig genug, denn hinter einem Pfeiler, ganz im Halbdunkel des Raumes verborgen, hatte ein erst wohl unfreiwilliger, später aber offenbar aufmerksamer Lauscher gesessen, dessen bäuerliches Gemüt durch die ihm als Lästerungen erscheinenden Reden so junger Burschen in Erregung

geriet. Auf einmal hob er sich schwer und finster aus dem Dunkel ab und rief:

„Ös Rotzbuabn! In Hintern sollt man enk verplöschn! Schaugts, daß außifindetst beim Loch, sunscht hilf i enk auße!" Und die alte Kellnerin stürzte herein. „Jesses Maria — wos ischt denn gor mit de zwoa, Zeindl — wos ischt denn?"

Vitus und Fritz verließen eilig das Zimmer. Sie wußten ohne Überlegung, was ihnen bevorstand, wenn sie erkannt oder festgehalten wurden.

Erst in einiger Entfernung vom Brauhaus drehte sich Hochschreck um und rief: „So ein Schweinekerl!"

Sehr niedergedrückt von dem leichtsinnig heraufbeschworenen Auftritt und nicht ohne Angst vor den immerhin möglichen Folgen gingen die beiden den Weg zurück, den sie gekommen waren. Die Luft, die ihnen entgegenwehte, schien aus einem Backofen zu kommen, Staub und allerlei leichter Abfall flog ihnen in Gesicht und Augen. Sie betrachteten die Mädchen, in deren Röcken sich der Wind verfing, wurden leutselig vom Vandalen-Fuchsmajor Höllberth angesprochen, der zugleich „Alter Herr" ihrer Schülerverbindung war und freuten sich, daß andere Gymnasiasten sie mit dieser rosa Mütze stehen sahen.

Dann kam Herucker wieder den Rennweg herauf und schloß sich ihnen an. Ob sie schon wüßten, daß der alte Malzey seinen Sohn mit der Hundspeitsche durchgeprügelt habe? Der Naturgeschichtsprofessor di Grappa, Graps benannt, habe dem Alten ein Heft Malzeys zugesendet, in dem sei die Austria gezeichnet gewesen, die als geschminkte Dirne mit einem ungarisch verschnürten vielgeflickten Janker, einem italienischen Banditenhut, den zweischwanzigen, mit einer umgekehrten Leimpfanne gekrönten böhmischen Löwen als Schoßhündchen streichelnd, und mit Opanken an den Füßen kehrt daneben der deutsche Michel in zerrissenen Kleidern trübselig den Fußboden, und darunter stand eine Inschrift, in der die Frauensperson den Michel auffordert, nur sauber zu fegen, damit die fremden Herren, für die sie sich schön gemacht, recht zufrieden seien.

„Sie werde sie son sehen, Sie kecke Bursch!“ habe di Grappa gerufen. „Ihr err Vater wird Ihnen son austreiben!“ Herucker war von tiefer Bitterkeit bewegt, als er dies erzählte.

Dann griff er in die Tasche und zog eine Federzeichnung heraus, die ihm Malzey geschenkt hatte. Sie stellte eine nackte jugendliche Else dar, die von einem Waldschrat ins Dickicht gezerrt wird und sich

halb lachend, halb ängstlich gegen den Bocksfuß wehrt. Das Bildchen hätte einem Kunstkenner einen Ausruf des Entsetzens entlockt, so wundervoll waren die Gestalten belebt. „Sehr schön — Herrgott, der Malzey!“ sagten Vitus und Fritz und hielten fast den Atem an. Herucker steckte das Bild wieder ein.

„Die Elfe sieht aus wie die Kluibenschild Gretl,“ sagte Hochschreck, „der ihre Gestalt muß so ähnlich sein.“

Herucker bekam einen feuerroten Kopf und stieß einen zischenden Laut aus, focht mit den Händen in der Luft und erklärte, er verbiete sich solche Äußerungen. — — Er lasse nicht an seine Liebe rühren — sie stehe zu hoch, um in solcher Weise befleckt zu werden. Wer dies tue, müsse ihm Rechenschaft geben — — auf Leben und Tod. Er würde gern für Margarete sterben.

Die hellen Tränen standen ihm in den Augen. Trotz der beruhigenden Worte lief er den Freunden davon, die Universitätsstraße hinauf, mit seinem flatternden Wettermantel wie ein großer magerer Vogel anzusehen.

„Das ist doch seine Flamme,“ sagte Vitus vorwurfsvoll. „Jetzt rennt er davon und ich brauch das Bild vom Malzey für die Maly,“ rief Fritz.

„Du vergiß auch den Gulden nicht!“ und schon war er hinter dem gekränkten Herucker her.

Vitus ging langsam und betrübt durch das Burgtor und blieb eine Weile vor einer Kunsthandlung stehen, bis ein Ladendiener die Auslagen schloß. In der Maria-Theresienstraße brannten die ersten Lichter und im Westen lag ein trübes Rot. Eine Glocke begann zu brummen, eine zweite fiel mit tiefen und zitternden Klängen ein und eine dritte und vierte, und dieses schöne, traurige Geläut der Stadt, in der er geboren war, bewegte Vitus immer aufs neue mit seltsamen, unklaren und sehnsüchtigen Stimmungen, die kein Ziel hatten und vielleicht nur Anklänge an verwischte Erinnerungen waren, wie sie jeder Mensch aus den unendlichen Reihen seiner Vorfahren erbt und zeitlebens mit sich herumträgt, ohne zu wissen. Diese Stadt, die er doch von den frühesten Tagen seines Daseins an kannte, schien ihm plötzlich fremd und feindlich, rätselhaft in allem. Da stand an einer Ecke ein einäugiger Italiener, der mit aufgespießten, zuckerüberglasten Früchten und welschen Süßigkeiten handelte und sprach flüsternd mit dem Straßenkehrer Gizi, der einer Sage nach einst Gymnasiast gewesen sein sollte und in tobende Wut geriet,

wenn die Bubenschar ihm ihr Spottverslein nachrief: „Veni — vidi — vici, der Straßenkehrer Gizi.“ Wie zwei Verschwörer standen sie im Abenddunkel. Ein Schatten glitt an Vitus vorüber, der Professor Dr. Summerfeld, die Hände mit Stock und Hut auf dem Rücken wie immer, und den buschigen Graukopf mit dem umbarteten, feinen und leidenden Gesicht zur Erde geneigt. Ein Gelehrter, dessen freimütige und wahrheitsliebende Forschungen über gewisse geheiligte Sagen, wie etwa die vom Engel, der den Kaiser Max von der Martinswand rettete, oder vom Ritter Milser, der beim ungebärdigen Verlangen nach der großen Hostie des Priesters bis an die Knie in die Erde sank, übel genug vermerkt worden waren an hoher Stelle und der Erringung eines höheren Lehrstuhles bedenklich im Wege standen. Aber seine Schüler, die sein über den Durchschnitt der Lehrer stehendes geistiges Wesen sehr wohl erkannten, liebten ihn, lachten nur gutmütig über seine kleinen Absonderlichkeiten, vermieden aber alles, was ihn hätte kränken können. Seine Stunden verliefen immer ruhig, freundlich und friedlich. Vitus sah ihm nach, in der Nähe der Triumphpforte stieß er mit einer dicken Magd zusammen, die Bier in einem Glaskrug geholt hatte

und nun kreischend aufschrie. Der kropfige Aufseher der Verzehrungssteuer blies den Rauch seiner langen Pfeife in die Luft, und ihm schräg gegenüber lehnte mit blauer Schürze umgürtet und Schlapfen an den bloßen Füßen der feiste Bäcker Ruhsam, der Vitus, den Sohn einer guten Kundschaft freundlich grüßte. Professor Dr. Venloo bewohnte mit seiner Frau und dem einzigen Sprößling ein kleines einfaches Haus, das ziemlich weit von der Stadt und dem angeschlossenen Wilten entfernt, mitten in einem großen, von den Feldern und Wiesen ringsum durch ein hohes Holzgitter abgegrenzten Garten lag. Hier war für Vitus eine andere und ganz eigene Welt, eine Welt, in der selbst eine besondere Sprache gesprochen, anders gegessen und anders gelebt wurde als irgendwo da draußen. Denn Vitus' Vater, der Professor der Kunstgeschichte Venloo, stammte aus Lüneburg und war von der Universität Gießen, an der er sich als Privatdozent einen wissenschaftlichen Namen gemacht hatte, hierher an die österreichische Hochschule berufen worden. Die Mutter war eine Tochter des Kölner Fabriksherrn Francois Marlemont, dessen Vater aus Lille nach Deutschland eingewandert war. Vitus war nun wohl in dieser Gebirgsstadt geboren und auf-

gewachsen und hatte die Tiroler Mundart, reich an harten Kehllauten und eigentümlichen Worten erlernt, wie eben ein Kind von Dienstboten und Mitschülern sich jede Sprache rasch aneignet, dennoch fühlte er sich immer als Fremder, auch unter wohlgesinnten Freunden. Er fühlte, daß sie anders empfanden und anders dachten als er und er machte schon als ganz kleiner Bub mehr als einmal die schmerzliche Wahrnehmung, daß die anderen ihn erst mit verständnisvollem Staunen, dann aber mit feindseligem Spott behandelten, wenn er die Gefühlswelt, die Bräuche oder Meinungen seines Elternhauses nach außen hin zur Schau trug. Die in jener Zeit noch sehr mißtrauische und allem Fremden von vorneherein abgeneigte Art des Tiroler Volkes, die vielfach in der Abgeschlossenheit der Täler und in unverständiger Verhetzung der gutmütigen, ehrlichen und weltfremden Menschen, teilweise aber auch in der natürlichen Anlage aller Gebirgsvölker zur Eigenbrötelei ihren Grund hatte, schuf in Vitus ein mitunter quälendes Gefühl der Heimatlosigkeit. Um so inniger und wärmer schloß man sich in dem kleinen, aber doch geräumigen und nach eigenen behaglichen Plänen erbauten Hause aneinander an. Hier lag schon in der Sprache

eine Welt für sich. Vater und Mutter sprachen ein reines Deutsch, das beim Vater einen leicht nordischen Beiklang, bei der Mutter eine Färbung von singendem Rheinisch hatte. Die Feste des Jahres, die Spiele, die Küche, alle Dinge des täglichen Gebrauches, wie die Einrichtung und Ausschmückung der Zimmer — alles war ganz und gar anders als man es hier zu Lande kannte. Die beständige Berührung mit Verwandten aus dem Reiche, die auf Besuch kamen, Ferienreisen in die Heimatstädte der Eltern und zu Bekannten in Belgien, Frankreich und Holland, zu denen Vitus mitgenommen wurde, ließen dem Knaben die Stadt, in der er lebte, bei aller Vertrautheit doch stets als fremd erscheinen. Dazu kamen noch Überlieferungen aus Großvaterzeiten, die in der Familie heilig gehalten wurden. Außerordentlich wurde auch das geheimnisvolle Band, das den Knaben an die elterliche Heimat fesselte, verstärkt durch die zu allen Zeiten des Jahres eintreffenden Sendungen von geräucherten Gänsebrüsten, deutschen Würsten, Westfäler Schinken, Pumpernickel, Lebkuchen, eigentümlich gewürzten Weihnachtsbäckereien, Kräuterkäsen, Marzipantorten, violettrotem Apfelmus in Fässern und durch manche hier unbekannte Zubereitungsarten des täglichen

Essens, die dem Geschmack der Eltern entsprachen. Die Einteilung der Kirchenfeste nach bestimmten Speisen und Leckereien, die in Vitus' jungen Tagen eine große Rolle spielte, trug besonders dazu bei, ihm das Elternhaus als eine ganz besonders köstliche, heimliche und anderen Menschen unzugängliche und verborgene Burg in fremdem Land erscheinen zu lassen, über deren liebe Absonderlichkeiten er mit niemandem sprach. Dazu kam noch die bunte, hier gänzlich fremdartige, dem Knaben aber warm gewohnte Vorstellungswelt, die sich aus Liedern und Märchen zwei verschiedener deutscher Gaue, aus Spielen und Büchern, die schon in der Kinderstube der Eltern gewesen waren, aus Geschichten, plattdeutschen Versen, Erinnerungen, rheinischen Fastnachtsfreuden zusammensetzte. Das ganze Haus war voll von Altertümern, von Gemälden, Silbersachen, geätzten und bunten Gläsern, Tabakspfeifen und Porzellanfiguren, die teilweise noch auf die Zeit des Aldermans Veit Pieter Venloo, der im Jahre 1621 von Brügge nach Hamburg und von dort nach Lüneburg gezogen war, und auf das uralte Seidenweberhaus der Marlemonts in Lille hinwiesen. Die Schule mit ihrer kalten und liebloſen Erziehungsstümperei wirkte vom Anfang

an widerwärtig und roh auf den sehr empfindlichen Knaben und erschien ihm als ein schmerzender Eingriff in das stille glückliche Leben, das er bisher bei seinen ungemein zärtlichen Eltern genossen hatte. Eine beständige Angst, die mit den Jahren des Gymnasiums und mit den Schwierigkeiten, die in seinem Entwicklungsalter begründet waren, immer größer und dumpfer wurde, war, wie er manchmal blitzartig erkannte, nichts anderes als die Furcht vor dem unaufhaltsamen Hereinbrechen des Außenlebens mit allen seinen Häßlichkeiten in das Dornröschenschloß dieses Hauses und in die holden Heimlichkeiten seiner dem Jungen so teuren und unersetzlichen Eigenart.

Vitus klinkte die grüne Gartentür auf und ging rasch über den knirschenden Kies.

„Aber so spät, Herr Vitus," sagte Susanne, das Stubenmädchen. Aus der offenen Küchentür fiel gelbes Licht auf ihr Antlitz. Vitus sah sie zum erstenmal anders an als sonst und erkannte, daß sie ein Muttergottesgesicht und eine sehr zierliche Gestalt hatte. Sie lächelte mit kleinen weißen Zähnen und hob die Hände grüßend an den Kranz dunkler dicker Zöpfe auf ihrem Kopf.

„Hör mal Junge," sagte Professor Venloo, als

Vitus zwischen Vater und Mutter beim Abendessen saß, „du mußt dir etwas mehr Mühe in der Schule geben, wenn wir gute Freunde bleiben sollen."

„Ich steh ja ganz gut," sagte Vitus kleinlaut und stocherte mit der Gabel im Essen. Die Brillen des Vaters blitzten.

„Nein, mein Sohn, in Mathematik und Griechisch steht die Sache faul. Also nur keine Redensarten, sondern fest auf die Hosen gesetzt und gelernt."

„Ja, Papa," sagte Vitus und kam sich ganz klein und dumm vor.

„Er wird sich schon Mühe geben," sagte die Mutter und strich mit linder Hand über sein blondes Bürstenhaar. „Bleib nur immer fromm und brav, Vituschе und kümmere dich nicht um die anderen Jungen. Da lernst du nur dummes Zeug!"

Während des ganzen Abendessens hatte Vitus ein unheimliches, schuldbewußtes Gesicht bei der Ahnungslosigkeit der Mutter. Er sah verstohlen von ihrem hübschen lebhaften Gesicht auf die ernsten, etwas leidenden Züge des Vaters, dessen blonder Vollbart schon leicht angegraut war. Aber er senkte rasch den Blick vor den hellblauen forschenden Augen, die ihm oft verrieten, daß dieser ein besserer Kenner

seiner Seele sei. Aber auch der Vater konnte nicht wissen, wie es in Wahrheit mit ihm stand. Wenn er ein einzigesmal Gesprächen gelauscht hätte, wie Vitus sie mit seinen Freunden führte! Als der Sohn die Eltern zur Gutenacht küßte, war es ihm, als ob der Kuß seines Mundes, aus dem soviel Unflat kam, ein Verrat und eine Befleckung sei. Er wußte auch, daß jetzt über ihn gesprochen werden würde.

In der Nacht träumte er von Susanne. Sie stand vor seinem Bett in einem weißen Hemd, in dem sich ihre kleinen Brüste abzeichneten und beugte sich über ihn. Er schrak auf und glaubte noch eine helle Gestalt zu sehen, die durch die leise knarrende Tür verschwand. Aber er schlief gleich wieder ein. Häßliche und brünstige Dinge tauchten in wüsten Bildern auf.

II

„Professor" Dietlieb legte sein Merkbüchlein auf das Pult, fuhr sich mit der Hand über das rote Haar und zupfte dann nach seiner allen Schülern wohlbekannten Gewohnheit am eigenen Ohrläppchen. Sie nannten ihn unter sich „Fuchs", aber das tat seiner Beliebtheit keinen Abbruch, wie es auch seinem Ansehen keineswegs schadete, daß er seit zwanzig Jahren nicht Professor sondern nur „Supplent" mit einem Hungergehalt war. Seine Lebensgeschichte war in der ganzen Stadt bekannt. Als Sohn eines armen Flickschneiders, bei dem er tagsüber arbeiten mußte, hatte er beim Licht zusammengestückelter Kerzenstümpfchen den ganzen Stoff der acht Gymnasialklassen gelernt und die Matura bestanden; schließlich war er nach den Hungerjahren der Universität nach glänzend abgelegter Lehramtsprüfung Supplent geworden. Im zweiten Jahre seiner Tätigkeit hatte irgendeine unvorsichtige Meinungsäußerung, die er begangen und die übel ver-

merkt wurde, ihm geschadet. Es geschah ihm nichts dafür, nur wurde er in Zukunft bei jeder Beförderung stillschweigend übersehen.

„Ich will einmal einen Versuch machen," sagte Dietlieb. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit. Die soll jeder von Ihnen benützen, um eine kleine Fabel oder Legende frei zu erfinden. Noten werden keine ausgeteilt. Die beste Arbeit wird in einer der nächsten Stunden vorgelesen werden."

„Blöder Kerl!" flüsterte eine grobe Stimme hinter Vitus. Das war der Pius Altböck, Sohn eines Paramentenhändlers, der einzige, der den „Fuchs" haßte und diesen Haß ganz offen zur Schau trug. Vitus wandte sich halb um und sah einen Augenblick lang in das gedunsene, finnenbedeckte Gesicht Altböcks, gegen den er eine heftige Abneigung empfand.

„Schau nur!" höhnte der andere halblaut, „du mit deinen sauberen Hercynen-Brüdern, ihr paßt gut zum Fuchs dazu!"

„Du kriegst nachher ein paar Ohrfeigen," rief Vitus halblaut zurück. Aber hart und hell klopfte der kleine Beinknopf des Bleistiftes, den Dietlieb in der Hand hielt, auf die Pultplatte. „Nur munter! Fangen Sie nur an, Venloo!"

Schwere Seufzer und gemurmelte Fragen wurden vernommen. Einige Federn kratzten zögernd über das Papier der Schulhefte.

Vitus dachte eine Weile nach und schrieb dann: „Eines Tages faßte Gott den Plan, das vollkommene Bild eines Menschen zu schaffen und zu beleben, denn die Menschen waren durch den Verlust des Paradieses, durch schwere Arbeit und allerlei Not allmählich häßlich und verkümmert geworden. Der Herr machte sich nun ans Werk und wählte aus dem Vorhandenen, was ihm das Beste dünkte. Den Kopf des Antinous, die Schultern des Atlas, die Arme des Herkules, die Beine des Achilles, das Gehirn des Sokrates, den Leib des Adonis. Das Blut mischte er aus Menschen des Nordens und des Südens. Das Herz aber, das er diesem Menschen in die Brust gab, war ein deutsches Herz." Die Arbeiten wurden bei dem Ertönen des Glockenzeichens so rasch eingesammelt, daß Vitus das Geschriebene nicht mehr überlesen konnte. Vielen war gar nichts eingefallen. Herucker, der Vitus nach Hause begleitete, rückte beständig an seiner Brille und war sichtlich aufgeregt. Sehr verschämt antwortete er endlich auf die Frage des Freundes. Er hatte die Geschichte eines Liedes geschrieben, das ein

sterbender Held im Walde singt. In diesem Lied ist eine große Sehnsucht, aber das Ziel ist weit, weit entfernt, und so irrt das Leben im Walde umher. Da erbarmt sich Gott des Liedes und gibt ihm die Gestalt der Nachtigall. Und sie ist es, die abends schluchzend das Sehnen jenes Sterbenden singt, und obwohl es immer dasselbe Lied sei, würden die Menschen nicht müde ihm zu lauschen, denn ihrer aller Sehnsucht klagt aus ihm — —" Vitus gefiel das sehr.

„Ist es nicht traurig, daß die meisten gar nichts gewußt haben?" fragte Herucker. „Dem Kluibenschild habe ich sogar eine Idee gegeben, aber er war zu faul; überhaupt habe ich ihn neulich mit dem Altböck gesehen —" Er senkte das Haupt und Vitus erriet, daß er auf die rothaarige Grete eifersüchtig sei.

„Der Altböck bekommt bei nächster Gelegenheit sowieso ein paar Ohrfeigen von mir!" rief Vitus. „Warum gehst du nicht öfters zum Kluibenschild, seine Schwester ist immer im Garten."

„Ich trau mich nicht," sagte der lange Dichter und griff errötend an seine Brille, „sie steht zu hoch — sie ist ein Wesen, das man nur aus der Ferne —"

„Aber sprechen könntest du doch mit ihr," sagte

Vitus, „ich bin einmal mit ihr auf dem Eis gelaufen —. Sie ist ganz lustig. Der Malzey sagte, sie läßt sich küssen."

„Der Malzey ist ein Schwein!" knirschte Herucker und schlug mit den Armen um sich. „Alles besudelt er mit seiner unreinen Phantasie — aber ich dulde das nicht! Dieses holde Geschöpf darf nicht in den Kot gezerrt werden!" Er machte große Schritte und war sehr aufgeregt.

„Aber er meint das ja nicht so," begütigte ihn Vitus. „Du bist halt ein Platoniker und er nicht."

„Wenn du mich gern hast sprich nicht mehr von solchen Sachen," bat Herucker. „Ich leide unter der Vorstellung, daß irgendein gemeiner oder gefühlloser Mensch Margarete nahe kommt — — Lieber trete ich aus der Hercynia aus. Leb wohl!" Und er stürmte in seiner heftigen Art davon.

Zu Hause fand Vitus nur die Mutter, die vor einer Madonna Vergißmeinnicht in einer wassergefüllten Schale ordnete. Er ging durch die Bücherei des Vaters, besah sich in einem Kunstatlas nackte Statuen und nahm aus einem kleinen Kistchen drei Zigaretten. Dann ging er noch ein wenig im Garten umher, betrachtete die Stiefmütterchen, die ein großes rundes Beet einfaßten, dunkelblau, blaßgelb, kupferrot und

rahmfarbig und mit schief geschlitzten Augen nach ihm zu blicken schienen. Am Brunnen erkannte er Susanne, ging langsam hin und hielt die Hände unter den kalten klaren Strahl. „Sie haben Hände wie Wachs," sagte das braune Mädchen leise. „So schöne Hände —" Das machte ihn verlegen und verscheuchte die begehrlichen Gedanken, die Hochschrecks Pläne mit der blonden Mali in ihm unbewußt erweckt hatten. Aber beim Anblick des geneigten Nackens, des schönen Haaransatzes und der bloßen vollen Arme der am Wäscheschaff tätigen Magd fielen ihm plötzlich, stark erregend und aufstachelnd, die Worte „Gehorsam" und „demütig" ein. Er wandte sich rasch mit heißem Gesicht und ging ins Haus. Dort hing das Bild Onkel Ottos und sah ihm spöttisch lächelnd bis ins Innerste des klopfenden Herzens.

Ein paar Tage nachher, nach dem Essen, machte er sich auf, um Plöchhammer zu besuchen, den er seit Wochen nicht mehr gesehen hatte. Der ehemalige Hercynie und Mitschüler hatte sich einer Operation unterziehen müssen und genas langsam. Er wohnte in einem Bauernhaus am Fuß des Berg Isel, das sich seine Eltern für ihre alten Tage gekauft und hergerichtet hatten. Die Mutter war vor fünf

Jahren gestorben. Vitus ging durch den Vorgarten, begütigte ein wild kläffendes schwarzes Hündchen und stand gleich darauf in dem Zimmer, in dem ihm der Schulkamerad entgegenhinkte. „Das ist lieb, daß du kommst," sagte er, „willst eine Pfeife rauchen? Einen Augenblick warteſt schon, gelt?" Der Vinzenz Plöchhammer beugte den braunen Wuschelkopf tief über das pfauchende und schnurrende Muster einer kleinen Dampfmaschine. Schnüre und Riemen setzten ein merkwürdiges klapperndes Räder- und Hammerwerk in Bewegung. Vitus sah, daß Vinzenz eine dicke schwere Sohle am Schuh des rechten Fußes trug und daß das verletzte Bein kürzer geworden war als das andere. Er erinnerte sich, daß man im Gymnasium erzählt hatte, ein ganzes Stück des Knochens habe entfernt werden müssen. Vinzenz stellte die Maschine ab und zündete sich eine Porzellanpfeife an, auf deren Kopf höchst kunstvoll eine Fliege gemalt war. Blaue Wölklein zogen durch den schrägen Sonnenblick, der ins Zimmer fiel. Vitus setzte sich in den krachenden Lehnstuhl und sah das mit Wasserfarben gemalte Bild des alten Plöchhammer, das Malzey gemacht hatte.

Da war der alte Schmied mit seinem gestickten

Käppchen auf den weißen Haaren, wie er liebte und lebte und im „Blattel“ las.

„Ja, der Malzey,“ sagte Vinzenz, dem Blicke des Freundes folgend, „der arme Kerl — vielleicht kommt er heut noch.“

„Hat er schon wieder Verdruß mit seinem Alten?“

„Das hat er alle Tage. Aber jetzt haben sie ihm drei Tage nur Wasser und Brot gegeben, weil er gesagt hat, nächstes Jahr wird er Sozialdemokrat. Und da ißt er jetzt bei uns. Sie sperren ihn ein, aber er kommt ihnen schon aus.“

Schwer mit dem dicksohligen Fuße stampfend ging Vinzenz im Zimmer auf und ab. „Er ist halt ein Künstler!“ rief er begeistert. „Herrgott, du hast ja auf der Kneipe gehört, wie dir der Klavier und Gitarre spielt. Und zeichnen — was du willst. Sein Alter aber ist ein lebendig gewordener Paragraph und die Mutter eine Betschwester. Da hat er ein schweres Leben. Und ducken tut sich der nicht — auch in der Schule nicht. Hast ja gehört, was er beim Dietlieb ins Heft geschrieben hat?“

„Nein.“

„No — wie ihr damals frei etwas erfinden habt müssen. Da hat er etwas von einem Bäumchen geschrieben, das steht mit den Wurzeln in fauligem

Schlamm und mit der Krone in dürrer Wüstenglut. ‚Ein Gleichnis für jeden, der es verstehen will', hat er drunter geschrieben. Und das hat jetzt der Dieflieb."

„Ah, der tut ihm nichts. Der hat ihn ganz gern," sagte Vitus und sah auf das Gewirre von Rädern und Schnuren hin.

„Ja, das schaust du an!" lachte Vinzenz. „Das ist ein Spaß. Da hab ich ein Buch über die Goldgräber in Kalifornien gelesen und nach dem hab ich mir ein Pochwerk und eine Goldwäsche gebaut. Das ist nur eine Spielerei. Hier wird der goldhaltige Quarz verkleinert und dort, wo der Boden so naß ist, sind die Wiegen. Ich hab kein Lötmetall mehr und so rinnt es halt ein bissel. Aber da — das ist ernst — das zeig ich auch nur dir — und dem Malzey hab ich's gezeigt."

Er hob ein graues Tuch, unter dem sich sonderbare Umrisse abzeichneten.

Eine Art Libellenleib kam zum Vorschein, der hinten eine vierflügelige Schraube trug und vorne zwei Fledermausflügel aus Pergamentpapier, unter denen zwei kleinere sich ausbreiteten.

„Siehst, Vitus, das ist meine mechanische Fledermaus," flüsterte Vinzenz mit bebender und erregter

Stimme. „Eine Erfindung von mir. Kein Mensch ahnt etwas davon. Jetzt läuft die Schraube durch die Kraft eines eingedrehten Kautschukfadens und das Hühnerfederl vorne ist das Steuer — dir zeig ich's, weil du kein solches Tratschmaul bist wie die anderen."

Er drehte an der Schraube, hielt das starre Wesen schräg in die Luft und ließ es schnurren, bevor er es freigab und auslieβ. Das kleine Ding stieg schwirrend in schiefer Richtung empor, wendete knapp vor der Wand, kam zu seinem Herrn zurück und fiel dann sanft zu Boden.

„Die Kraft ist zu Ende," rief Vinzenz aufgeregt, „sonst tät es noch weiter fliegen. Man kann das so groß machen, daß Menschen drin sitzen können, verstehst du — daß Menschen fliegen können wie Vögel. Ja, mein Lieber! Aber sag niemandem etwas. Natürlich, wenn es größer ist, muß eine andere Kraft her — Dampf natürlich oder so etwas — oder Gas, ich weiß das noch nicht." Er deckte seine Fledermaus zärtlich und sorgsam zu.

Malzey trat ein, hager und blaß, brillenbewehrt mit feuerrotem Schlips und gesträubtem sandfarbigem Haar. Nach kurzer Begrüßung setzte er

sich auf den Amboß in der Ecke und zündete sich eine kohlschwarze Virginier an.

„Schon wieder Krach gehabt," sagte er und seine schmale, nicht ganz saubere Hand zitterte. „Wegen meiner staatsgefährlichen Halsbinde. Bin beim Küchenfenster hinaus. Aber geärgert hat er sich, hurra! Er hat mich in meinem Verlies besucht und gefragt, an was ich eigentlich noch glaube. ‚An die Anarchie', hab ich gesagt, haha! Die Alte hat geschrien: ‚Der Satan spricht aus ihm!' Und hat mich mit Weihwasser angespritzt und dann hat sie entdeckt, daß ich zu meiner Gefangenenkost ein tüchtiges Trum Speck aus der Speisekammer gefischt habe. Die Anna hat mir Geld für Zigarren gegeben und ich hab ihr einen Liebesbrief an den Haarschneider Vogelsang geschrieben, in den die Kuh verliebt ist. Honorar! Jetzt bleib ich bei dir, Vinzenz, bis die heilige Inquisition schlafen gegangen ist."

Vitus fühlte in diesem Augenblick heißes Mitleid mit dem Freunde, der ein guter Junge voll seltsamer und verworrener Gedanken war und dachte dumpf daran, wie reich und glücklich seine eigene Jugend sei und wie arm die des anderen. Aber Malzey schien sich nicht viel aus dem schrecklichen

Verhältnis zu machen, in dem er mit seinen Eltern lebte. Er nahm die Gitarre, klimperte allerlei und sang dann zu einer eigenartig sausenden und tiefen Melodie —

„Er nahm sie bei ihrem gelbseidenen Schopf
Und schlenkert sie hinter den Hollerbusch.
Da liege, Feinsliebchen, und faule,
Mein jung' Herz muß ewiglich trauern."

„Was ist das?" rief Vitus.

„Ah — aus des Knaben Wunderhorn. Eine feine Strophe, was?" Dann mit einem Gedankensprung „ja, in Deutschland sollte man leben — Herrgott!"

„Ja, glaubst du, dort ist's besser?" sagte Vinzenz.

„Frag den Vitus, der war oft genug dort."

Vitus nickte und dachte an junge Verwandte und ihre Erzählungen aus der Schule. Und er selbst erlebte noch einmal den Schutzmann in Köln, der ihn, als er leise vor sich hinpfiff, derb in die Rippen gestoßen hatte.

„Verdammter Lausebengel, wirst du wohl das Flöten bleiben lassen!"

Die langweiligen Mahlzeiten im großväterlichen Hause fielen ihm ein, zu denen er mit der Weisung vorbereitet wurde, Großpapa liebte es nicht, wenn man beim Essen spreche. Aber auch außerhalb der

Mahlzeiten war es ihm mehr als einmal geschehen, daß man seine wißbegierigen Fragen, die durch viel Neues und Unbekanntes in der großen und fremden Stadt hervorgerufen wurden, mit einem „Jungens müssen nicht immer das Wort führen" oder „Kinder müssen warten bis sie gefragt werden" abtat, als sei er ein kleiner Abc-Schütz.

„Es ist überhaupt unangenehm, wenn man jung ist," sagte er mit Überzeugung.

„Und ich bin froh, daß ich noch jung bin," sagte Vinzenz Plöchhammer und machte eine Art von jammervollem Tanzschritt. Betreten und scheu sah er gleich darauf die Freunde an und blickte an seinem Hinkefuß hinunter.

„Du hast deine Maschinen," sagte Malzey sehr warm und zärtlich, mit einem goldigen Schimmer in den schönen grauen Augen.

„Die Maschinen haben mich," lächelte Vinzenz, „wie sie einmal alle Menschen haben werden. Sie werden die Herren sein — —. Geh da hinüber in die Schraubenfabrik vom Weinschenk, da wirst du die Sklaven sehen, die der Maschine dienen. So wird es schließlich mit allen Menschen sein." Vitus hörte den Namen seiner geliebten Königin, die mit Offizieren und Doktoren tanzte und auf dem Sonn-

tagsbummel erschien und nichts von den heißen Blicken ahnte, die ein kleiner Gymnasiast nach ihr aussandte in süßem Weh.

„Maschinen, Maschinen — wir müssen ihnen dienen," sang Malzey und klimperte. „Schau meinen Alten an, da hast du eine Maschine. Drück auf den Knopf Nummer drei, dann verurteilt er einen armen Teufel zu schwerem Kerker, drück auf Nummer sechzehn, dann spricht er einen Gauner frei. Leg ihm einen weißen Rock und rote Rosen auf die Walze, dann brüllt er begeistert ‚Hoch!', mach dasselbe mit einem schwarz-rot-goldenen Band, dann schreit er ‚Lotterbube!' Stimmt immer ganz genau. Diese Maschine und ein lebendig gewordenes Gebetbüchel hat man auf mich losgelassen. Aber dienen tu ich ihr nicht — — Plim, plim, Vorspiel —

Reißt die Konkubine
Aus des Fürsten Bett,
Schmiert die Guillotine
Mit des Fürsten Fett —"

Gerade bei dieser begeistert angestimmten Stelle des Henkerliedes ging die Tür auf und der alte Plöchhammer trat ein. Er trug wie immer sein goldgesticktes Käpplein auf dem weißbuschigen Haar und wischte sich die Hände an einem vielfach ver-

sengten Lederschurz ab. An seinen nackten starken Armen traten die Adern hervor und die Innenhände waren eisenschwarz. Mitten in dem weißen Gottvaterbart, der in der Mundgegend vom Tabakrauch gelblich gefärbt war, hing die Pfeife, die berühmte Pfeife Plöchhammers, auf deren blanken eisernen Kopf eine zartblättrige Rose aus rotem Kupfer aufgelegt war. Das gesund gefärbte, von unzähligen Fältchen durchfurchte Gesicht lächelte freundlich, als der Schmied den drei Freunden die Hand zum Gruße bot.

„Ja, der junge Herr Venloo und der Malzey! I han di schon aufrebelln ghert, Bürbele. Hoscht epper wieder an Verdruß ghobt dahoam? Und halt wieder amal aufs Gebot vergessen: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebescht und es dir wohlergehe auf Erden. — Aber i woaß woll, daß du aa nit alloan die Schuld hoscht. Red nix, red nur grod nix —" winkte er ab und setzte sich in den Lehnstuhl, den Vitus geräumt hatte, begann ohne jeden Übergang einen gemütlichen Plausch und erzählte allerlei Geschichten aus alten Tagen, wie er auf der Walz bis in die große Seestadt Hamburg gekommen war; sprach von unheimlichen Herbergen an der Landstraße, von einem

ermordeten Gerbergesellen, den er bei Passau in einem Erdäpfelfeld fand und dafür drei Wochen in schwerer Untersuchung stand, bis man den Mörder, einen tschechischen Schuster, in Arnsdorf an der Donau ergriff.

Der Sohn lächelte vor sich hin und bastelte an einer kleinen Holzrolle; er hatte des Vaters Geschichten hundertmal gehört. Aber Vitus und Malzey lauschten wie immer entrückt und andächtig. Sie lebten das alles mit, sahen die schweren Plachenwagen mit den sechs Pinzgauern, mit Dachsfell, rotem Flanell und blitzendem Messingschmuck auf den Kummeten, sahen die Fuhrleute im blauen Kittel, die ersten Sonnenstrahlen über dem morgendlichen Wald und die Rehe, die über den Weg sprangen, vom hellen Peitschenknall erschreckt. Der alte Mann erzählte sehr schlicht, langsam und manchmal stockend in seinem Erinnerungsvermögen. Dennoch besaß er die kostbare Gabe des guten Erzählers. Man saß mit ihm am schweren Wirtshaustisch, auf den die Schellensau als Trumpf niedergeknallt wurde, hörte die bauchigen Gläser guter Gesellen aneinanderklingen, das Bier vom Zapfen gluckfen und das Heulen des Nachtwindes, der durch die Schindeln über einen todwunden Schläfer fuhr und sah Wesen

verstört auffahren bei wildem Schreien und Feuerufen. Man litt mit ihm, wenn unversehens ein grüner Gendarm hinter dem Bildstöckl hervorkam und barsch nach dem Wanderbuch fragte, wenn blaugefrorene Hände sich auf beißende Ohren preßten und das Auge im Schneesturm auf weiter Heide die Tafel des Wegweisers beim Dämmerlicht des Abends zu entziffern suchte. In Ruinen, die gastfreie Unterkunft boten, stiegen kettenrasselnde Gespenster aus Kellerlöchern, auf dem Hügle beim schwäbischen Städtle stand der Dreibein mit formlosen Klumpen und Schwengeln, um die das Krähenvolk flog und am Waldsaum brannten Zigeunerfeuer, die den Igel im Schmortopf gar werden ließen. Stundenlang konnte man solchen Geschichten lauschen in einer Stadt, die noch vieles von dem unsagbaren Reiz einer Zeit bewahrt hatte, in der noch nicht alles geregelt und gleichmäßig grau gemacht worden war.

„Ja, das gfallt enk halt," lachte der Schmied und klopfte seine Pfeife aus, „aber jetzt lassen mir's guat sein, daß für an anders Mal epper aa no was bleibt."

„Jetzt zeig ich dir ein Kunstwerk!" rief Vinzenz und zog Vitus aus der Stube. Der alte Schmied und

Malzey folgten. Sie gingen durch den rückwärtigen Teil des kleinen Gartens zwischen buntglitzernden Glaskugeln und wildblühenden Büschen der Werkstatt zu, einem ziemlich großen Raum mit kaltem Licht, in dessen Fenster Hollunderzweige nickten. Dort hing an der Wand in tiefem Rahmen ein großes vielgestaltiges Bergwerksbild. In glitzerndem Gestein, das aus allerlei Flimmern, Kristallen, Schlacken und Erzkieseln kunstvoll zusammengestellt war, standen wie erstarrt kleine Männlein in schwarzer Tracht und mit dem Hinterleder an den Winden und Förderschalen, an Stolleneingängen und fahrenden Hunden, die auf blanken Schienen ruhten. Vinzenz drehte einen Hahn über einem Tröglein an der Wand auf, das Wasser der Leitung lief allsogleich über ein kleines Schaufelrad, das lustig zu klappern begann und einen Treibriemen kreisen ließ, der in das Standbild lief. Sofort pochten die Bergmännlein mit Hämmerchen auf schillernde Stufen, schoben die Förderkarren, liefen aus dunklen Stollen ein und aus, hoben Grubenlichter, in denen ein Funken aus rotem Staniol glühte, läuteten blecherne Glöcklein, verschwanden niedertauchend im Schacht, indes die Genossen im Freien mit ernsthaft gleichmäßigen Rücken ihre

steifen Arme an der Winde bewegten und kamen aus einem Erdloch wieder hervor. Es waren wohl an die vierzig Figuren, die da so künstlich arbeiteten und ein emsiges Scheinleben führten. Vitus staunte mit der ganzen Kinderfreude, die noch in ihm war, und wurde des Schauens nicht müde. Dreimal mußte das Rad von neuem für ihn laufen, und der Schmied freute sich mit ihm an der Spielerei, die bei langem Betrachten lebensgroß zu werden schien. Vinzenz sah mit vielem Stolz, wie stark der Eindruck auf den Freund war und wie schön das Werk sich machte, das er mit dem Vater in gemeinsamer Arbeit an ungezählten Winterabenden besprochen, entworfen, zusammengestellt und verbessert hatte. Malzey brach den Zauber, indem er fand, daß eines der Bergmännchen dieselbe Kehrseite hatte wie der Direktor Eierweck und schon aus diesem Grunde durch eine anständigere Gestalt ersetzt werden müsse.

Als Vitus eine Weile später mit Malzey auf der Straße stand und der schwere Hinkeschritt Plöchhammers verhallt war, war dunkles Sonnengold auf Berg und Tal und auf der hellgrün wachsenden Saat; draußen lag der Friedhof mit seiner rötlichgelb getünchten Einfassungsmauer, an der

sich so viele Eidechsen sonnten und Taubnesseln blühten. Als sie dorthin kamen sahen sie einen sitzen, der ihnen bekannt vorkam. Er saß ganz versteckt in einem Pfaffenkappelbusch und las in einem Buche.

„Der Jude Isidor, ehelicher Sohn des Kaufmannes Samuel Geduldig," sagte Malzey. „Vor was versteckst du dich, Isidor?" schrie er. Der Leser fuhr erschrocken zusammen und grüßte verlegen. Langsam stand er mit etwas krummen Beinen und hohem Rücken auf und blickte aus schönen dunklen Augen die Freunde an.

„Ich hab mich da versteckt!" stammelte er, „der Altböck und der Petrsil sind mir nachgegangen — Und dann — ich hab gelesen —."

„Zeig her," lachte Vitus und packte mit schnellem Griff das Buch, das der andere hinter dem Rücken hielt. „Heine! Gedichte liest du?"

„Herrlich ist das," sagte Isidor mit tiefem Entzücken. „Gott, wie schön ist das Buch! Und mein Vater hat es mir strenge verboten. Warum? Weiß ich?"

„Heine ist gut, schon deshalb, weil man im Schimpansium nicht mit seinen Werken belästigt wird," nickte Malzey. ‚Allnächtlich im Traume sah ich dich —' ‚Hm. Lauter Werke des Teufels, unver-

ständlich für den Landesgerichtsrat Malzey. Mein Heine ruht auf dem Grunde des Familienabtritts. Diesen Platz hat mein edler Vater für Dichter im allgemeinen reserviert."

„Aber geh," sagte Vitus. „Was sagt man!" fügte Isidor hinzu und schüttelte den Kopf mit dem Kraushaar und der gebogenen Nase. „Ja, meine Geliebten in Christo und Jehova," fuhr Malzey fort, „ihr wißt nichts von den Vorteilen einer frommen christlichen Erziehung für zarte Knabenseelen. Haha! Ich könnte euch die Striemen auf meinem Buckel zeigen —. Aber das Flämmchen können sie nicht auslöschen. Es brennt in mir Tag und Nacht. Alles geht vorüber, alles. Vor einem Jahr stand ich vor der Treppe und wußte, daß ein Konferenzzettel oben lag und daß der Herr Landesgerichtsrat auf mich wartete — Brr! Ich wollte nicht hinauf —. Dann dachte ich mir: Geh, alter Knabe, geh, über ein kleines ist auch das vorüber. Nun, seither ist ein Jahr — wie sagt man doch? — dahingeschwunden, jawohl, und wie weit liegt das hinter mir — wie weit. Wenn man's aushalten kann, ist alles gut."

„Ich bin noch nicht geschlagen worden," sagte Vitus.

„Ich auch nicht —“ setzte Isidor hinzu und blickte mit einer Art von Grauen auf Malzey.

„Servus!“ rief dieser, „lies deinen Heine, Isidor. Meiner liegt wie gesagt zu tiefst im Dreck. Aber ich kann ihn auswendig — nahezu wenigstens. Und daran kann das edle Paar nichts ändern.“

Vitus empfand die Art, mit der Malzey über seine Eltern sprach, mit Unbehagen und einem fast unheimlichen Gefühl.

„Gehn wir!“ Sie wandten sich.

„Laßt mich mit euch gehen,“ bat Geduldig, „sie lauern mir auf. Ich hab ihnen doch nichts getan. Was wollen sie immer von mir? Der Altböck hat mich angespuckt —“

„Der Schweinehund!“ sagte Malzey, „geh nur mit uns!“

„Er soll nur kommen!“ rief Vitus, „wär mir nur recht!“ Der Haß gegen den tückischen Burschen wurde bei ihm in diesem Augenblick verstärkt.

Malzey neigte mehr dazu, mit dem ängstlichen Isidor Scherz zu treiben, sich an dessen Begabung zur Rede und Gegenrede zu üben oder des Jungen leidenschaftliche Beredsamkeit zu entfesseln, indem er sich etwa stellte, als ob er an die Ermordung des seligen Andreas von Rinn oder des Simon von

Trient durch Juden glaube, die mit dem Blute der beiden unschuldigen Knäblein ihr Osterbrot gewürzt hatten. Ja, er zwang einmal den armen Geduldig, mit ihm nach Rinn, dem Geburtsorte Speckbachers zu wandern und die Kirche von Judenstein zu besuchen, in der auf dem Felsblock, der angeblich als Opfertisch für die Blutabzapfung gedient hatte, eine aus Holz geschnitzte farbige Gruppe von Juden in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts zu sehen ist, wie sie einem grausam niedergehaltenen nackten Knäblein die Adern aufschneiden und das spritzende Blut in Kelchen auffangen. Und drüben auf dem Altar stand mit der Märtyrerpalme in der Knochenhand, gekrönt und in Goldbrokat gekleidet das Geripplein des von seinem Paten um einen Hut voll Taler an die Juden verkauften Kindes. Isidor war entsetzt und totenblaß aus diesem merkwürdigen Heiligtum geflohen, und Malzey, der diese Wirkung nicht beabsichtigt hatte, mußte ihm lange nachlaufen, bis er ihn irgendwo im Walde fand, bitterlich weinend und an allen Gliedern zitternd. Da tat dem Jungen sein unüberlegter Scherz von Herzen leid und, selbst mit Tränen in den Augen, suchte er den schwer Gekränkten und Gequälten zu trösten. Aber Isidor hatte seither Angst vor ihm

und schloß sich nicht mehr so an ihn an wie früher.

Aber wenn Vitus dabei war, schwand die Besorgnis vor Malzeys tollen Einfällen, die nicht immer gutartig waren. Und heute war es Isidor besonders leicht ums Herz, daß er mit zwei verläßlichen Genossen der Stadt zugehen konnte. Ja, er gewann sogar den Mut, in der saftigen Sprache, die den Freunden eigen war, über Lehrer und Mitschüler zu sprechen. Zarte und gewählte Worte im täglichen Gebrauch erschienen ihnen weichlich und unwert des Vorbildes knorriger Männlichkeit, das ihnen vorschwebte und dem auch die verblichenen Jagdhüte mit zausigen Federgestecken, die flatternden Wettermäntel, die Pfeifen im Sack und die trotzige Auflehnung gegen alles, was ihnen als Zwang erschien, entsprach. Oberflächliche und des Überschwangs dieser Seelen unkundige Zuhörer, ja selbst solche, die Verständnis für das flackernde Feuer jugendlicher Übertreibung besaßen, wären entsetzt über die Ausdrucksweise der drei gewesen, wenn sie den Ton einer weniger rauhen und mehr in der Welt liegenden Gegend im Ohr gehabt hätten, in das nun aus dem Mund dreier Halberwachsener in einer harten Mundart derb klingende Ausdrücke

gedrungen waren. Aber das war in dieser Stadt nichts Merkwürdiges. Es gehörte zu ihr, wie der Lawinendonner im Frühling und das pfeifende Heulen des Südwindes, der den Schnee alljährlich schmolz und die alten Tannen krachend zu Boden schmetterte.

Als sie so fürbaß gingen und ohne groß aufzupassen an einem ausgedehnten Heustadel am Wege vorüberkamen, standen plötzlich zwei da, die sich verborgen gehalten hatten; Altböck und der Tscheche Petrsil. Isidor Geduldig, seiner Körperschwäche und seiner mangelnden Kampffreude wohl bewußt, verschwand hinter seinen beiden Begleitern, die ohne Gruß an den Lauernden vorüber zu gehen gedachten. Petrsil, der im Grunde nicht bösartig war, grüßte mit einem halblauten singenden „Servus", das auch erwidert wurde und zog den Mund grinsend in die Breite. Altböck aber grüßte nicht, lächelte verächtlich und spie mit deutlicher Absicht aus. Mit seiner vierschrötigen Bauerngestalt sah er wie ein Erwachsener aus. Auf seinem klobigen Schädel wuchs weißblondes wolliges Haar in Schafsringeln und seine Hände hingen groß und rot aus zu kurzen Ärmeln. Als er an Geduldig vorüberkam, gab er ihm jäh und tückisch einen groben Stoß mit

der Schulter und schrie: „Kannscht nit ausweichen, Saujud! dreckiger?!“ In diesem Augenblick drehte sich Vitus kurz um und hieb ihm, ohne ein Wort zu sagen, gleichsam als Ergebnis einer langen Reihe von Guthaben, eine feuernde Ohrfeige ins gedunsene Gesicht und empfing fast gleichzeitig einen schweren Faustschlag auf den Kopf, der ihn taumeln machte. Sogleich schlug er wieder zu und traf diesmal den an Kraft überlegenen Gegner so wuchtig auf die Nase, daß das helle Blut hervorschoß und Petrsil, von einem Bein auf das andere springend, wie ein Verrückter zu schreien begann: „Hilfe, Hilfe! Jekusch Maria —, wie den Altböck ausschaut!“ Aber Altböck pfauchte ihn aus dem sprudelnden roten Saft an, er solle das Maul halten, preßte ein großes blaues Taschentuch ins Gesicht und rief dumpf: „Das zahl i dir hoam, du —!“ worauf Vitus ihn fragte, ob er noch eine möge. Aber Altböck ging mit dem Blick eines bösen Stieres weiter, vom jammernden Nepomuk gefolgt. Malzey war gar nicht dazugekommen einzugreifen und lachte aus vollem Halse.

Aber das Ereignis hatte doch sehr unangenehm und verstimmend gewirkt. Isidor empfahl sich zuerst, mit vielem Händeschütteln und ehrlich gemeinten

Beteuerungen seiner Dankbarkeit. Sie sahen ihn eilig gegen die Stadt zu verschwinden, gekrümmt, krummbeinig und den Heine unter den Arm geklemmt. In der Fallmerayerstraße verabschiedete sich auch Malzey, um wieder zu Plöchhammer zu gehen, wo er, der Heimatlose, bis zum Abend bleiben wollte.

Als Vitus das Elternhaus betrat hörte er, daß die Mutter in der Stadt sei und der Vater Besuch habe. In der Küche arbeitete die Köchin klappernd mit dem Geschirr. Vitus erfuhr, daß es Schnitzel mit Salat und harten Eiern gebe und stieg dann die Treppe hinauf, um in sein Zimmer zu gehen. Als er am Studierzimmer des Vaters vorbeikam vernahm er dessen lebhafte Stimme durch den breiten Spalt der halb offenen Tür. Er blieb stehen und lauschte abgerissenen Sätzen, die im Auf- und Abgehen gesprochen wurden: „Daß Bismarck der Abordnung eine sehr kühle Antwort gab — Nein, nein, Herr Kollega — man weiß draußen nichts von unsern Nöten — — will nichts wissen — wollen uns nicht — süddeutsches Übergewicht —" Und die tiefe Stimme, die antwortete, war die des Professors Hemmerling, des Mediziners.

Die Tür klappte zu und Vitus hörte nur mehr

einzelne Worte: „Wiener Mache — Abgeordnetenhaus — Tschechen —“ dann lachte der Vater auf und das Lachen klang gereizt und bitter.

Vitus fühlte beschämt, daß diese Gespräche der Erwachsenen nicht für ihn bestimmt seien und daß er gelauscht habe. Leise schlich er die Treppe hinauf. Aus seinem Zimmer kam leiser Gesang. Susanne machte sein Bett auf zur Nacht —

„Da droben, da droben vor der himmlischen Tür,
Da saß eine arme Seele und schaut traurig hervür,
Arme Seele mein, arme Seele mein, komm zu mir doch herein,
Und da werden deine Kleider so weiß und so rein.“

Sie stand eine Weile still, wie nachdenkend, dann hob sie wie damals die kindlichen Arme zum schweren dunklen Haarkranz empor, nach dem Geflecht fühlend. Vitus trat ein. Sie wandte sich erschrocken und Vitus sah, wie ihre roten Lippen zitterten und Tränen in ihren Augen standen.

„Was haben denn Sie, Susanne?“ fragte er.

„Mir ist — ist so viel angst,“ flüsterte sie und sah zu Boden.

„Vor wem?“

„Vor — vor mir selber,“ sagte sie leise. Dann wandte sie sich und lief die Treppe hinunter.

Vitus ging wieder in die Küche und fragte die alte Marie, die rot umstrahlt an der brodelnden Bratpfanne stand: „Sie, Marie, wie alt ist denn eigentlich die Susanne?"

„Was woas denn i?" knurrte die Alte grantig, warf aber einen sonderbar forschenden Blick auf den Hausohn — „da schau her", murmelte sie vor sich hin.

Vitus ging, ärgerlich über seinen unnützen Selbstverrat. Oben verabschiedete sich Professor Hemmerling vom Vater, der gleich darauf müde und abgespannt ins helle Eßzimmer trat. Die Mutter küßte ihn auf die Stirn und musterte ihn sorgenvoll. Auch Vitus bemerkte, daß der Vater nicht gut aussah. Aber nach dem Essen wurde er ganz vergnügt und erkundigte sich lebhaft und guter Laune nach dem Tage seines Buben. Aber der schwieg von der Rauferei am Nachmittag, schilderte aber umso genauer die mechanischen Wunderwerke seines Freundes Plöchhammer, für die der Vater viel übrig zu haben schien.

III

Professor Karfreiter stapfte, mit dem Stock derb aufstoßend, wie immer ohne Gruß in das Klassenzimmer der Sechsten, hing seinen Hut an den Nagel und stellte den Stock mit der blankgeschliffenen Silberkrücke in die Ecke. Die Schüler, die sich erhoben hatten, setzten sich nieder. Selbst der Primus Hugl, der neben dem Zweitbesten, neben Isidor Geduldig in der ersten Bank saß, empfand ein Gefühl des Unbehagens, als der Klassenvorstand das Konferenzbuch aus der Lade des Katheders nahm.

Gemächlich blätterte Karfreiter in dem dicken Heft, fuhr mit dem gelben Zeigefinger suchend über eine Seite, schob die Brille auf die Stirn, schmatzte vorkostend mit den Lippen und rief dann: „Vitus Venloo! — Pius Altböck! Stehen Sie auf!“ Die beiden gehorchten. Ein Gemurmel der Neugierde erhob sich.

„Pst! Pst! Stille! Ganz stille!“ rief der Krax mit krähender Stimme und fingerte an den Knöpfen seines abgeschabten Gehrockes herum.

„Ruhe! Baron Hochschreck, Spadini, Plöchhammer und Sie besonders, Malzey! Keinen Ton! Pst! Die Lehrerkonferenz spricht durch mich — verstanden? Spricht durch mich folgendes aus: Sie, Vitus Venloo, erhalten wegen wiederholten Schwänzens der Schule und wegen ihres ro—hen, jawohl, roo—hen Überfalles auf einen Mitschüler vier Stunden Karzer! Pst! keinen Laut! Niedersetzen! Und Sie, Altböck, wegen Raufhandels auf offener Straße in den Wiltener Feldern zwei Stunden Karzer. Abzusitzen ist die Strafe am heutigen schulfreien Nachmittag. Venloo begibt sich um zwei Uhr in den Karzer der Anstalt, Altböck ins Klassenzimmer, das versperrt wird, als der — jawohl — Minderschuldige. Ruhe! Niedersetzen!"

„Gemeinheit!" quackte froschartig und aus der Tiefe kommend eine Stimme. Es war Spadini, der Spaßmacher der Klasse, der über bauchrednerische Künste verfügte. Karfreiter kannte solche Scherze. Er tat als hörte er nichts und lächelte hämisch über Venloos sichtlichen Schrecken.

„Die Herren Eltern sind gleichzeitig verständigt!" fügte er hinzu. Vitus brütete vor sich hin. Die Strafe hatte ihn ganz unerwartet getroffen und es war zum erstenmal, daß er in den Karzer kam.

Er dachte mit Angst im Herzen an das, was sein Vater wohl sagen würde und an die Vorwürfe der Mutter, die zudem mit Frau Altböck gut bekannt war und mit ihr sprach so oft sie sie auf der Straße traf. Altböck machte ein gleichgültiges Gesicht und wehrte die Beileidskundgebungen Petrsils ab. Geduldig aber rutschte unruhig auf seinem Sitz herum und hielt plötzlich die Hand in die Höhe.

„Was wollen Sie?"

„Ich bitte sehr, Herr Klassenvorstand," stotterte Geduldig erregt und angstvoll, „Sie sagen Überfall. Wieso Überfall? Überfällt der eine, wenn der andere zuerst stößt?"

Karfreiter wurde noch gelber als sonst und schoß auf den Schüler los.

„Schweigen Sie!" schrie er. „Wer hat Sie gefragt? Wer wünscht Ihre unreife und parteiische Meinung zu hören? Die Lehrerkonferenz hat gesprochen gewissermaßen ex cathedra — und da wollen Sie — wagen Sie zu reden. Ein Augenzeuge, jawohl — ein Herr Oberlandesgerichtsrat, der am Hange des Gebirges wandelte — ich wette, daß niemand diesen Satz ins Lateinische zu übersetzen imstande ist — dieser hochachtbare Zuschauer des sträflichen Beginnens hat pflichtgemäß die Anzeige bei der Schul-

behörde erstattet. Was ist das? Wer war das?"
Der Pfiff, der beim Worte Oberlandesgerichtsrat als ein unwillkürliches Zeichen jähen Verstehens von Malzeys Lippen gekommen war, versetzte ihn in rasende Wut. Er lief im Zimmer herum und bedrohte die ganze Klasse. „Alle sperr ich ein. Sie, Hochschreck, und Sie, Spadini, und den Gschwandtner und den Montanus. Sie, Malzey, nun mit Ihnen wird es über kurz oder lang ein böses Ende nehmen. Ich bedaure vom Herzen Ihren hochgeachteten Herrn Vater. Hm. Ja, Ruhe jetzt. — Alle den Sallust zur Hand! Schlagen Sie auf. Dörnle, Sie beginnen zu übersetzen, wo wir stehen geblieben sind. ‚Magus cuur exercitu.'" Und mit dem Einsetzen der stockenden und mühsamen Übertragung begannen die Minuten langsam, endlos langsam zur Stunde zu reifen. Die Schulglocke machte der verhaßten Qual ein Ende und Karfreiter, der stets im Zimmer blieb, bis sein Nachfolger im Unterricht eintrat, stapfte endlich mit brummigem Nicken an Dietlieb vorbei. Der ewige Supplent hatte einen Stoß blauer Hefte unter dem Arm.
„Also die letzte Ex-tempore-Arbeit ist kläglich ausgefallen, meine Verehrtesten. Als gelungen kommen eigentlich nur zwei Aufsätze in Betracht, und zwar

die vom Herucker und vom Venloo. Sie, Hügl, hätten als Primus etwas Besseres leisten können, als ein Gedicht von Kopisch in Prosa wiederzugeben. Sie scheinen wenig Phantasie zu haben, wie? Und Sie Wilsiak, wie ist das mit dem Roß, das auf einmal den Wagen stehen läßt und davonfliegt? Wie? Mit was fliegt es denn, Ihr Wunderpferd?"

„Die Flügel hab ich vergessen, Herr Professor," stotterte Wilsiak in der vorletzten Bank. „Ich meinte den Pegasus."

„Aha! Da kennen Sie wahrscheinlich auch das Gedicht. Auf einem Markt, vielleicht zu Haymarket — Wie? Dasselbe wie Hügl, nur noch schlechter. Na, Noten gibt es zu Ihrem Glück diesmal nicht. Herucker, lesen Sie Ihre Arbeit vor."

Herucker begann zu lesen. Seine Mitschüler fühlten, daß da ein Ungewöhnlicher zu ihnen sprach und hörten andächtig zu.

„Und alle Menschen lauschten dem Liede des kleinen Vogels und wurden froh und traurig zugleich. Sie wußten ja nicht, daß es ihre eigene Sehnsucht war, die da als Lied erklang." Unter bewunderndem Schweigen erklang der letzte Satz.

„Lassen Sie es bei diesem Versuch nicht bewenden,

Herucker!" sagte Dietlieb mit einem sehr warmen Ton in der Stimme. „Wer weiß, welchen Weg Sie noch gehen werden! Sie haben mir mit Ihrer schönen Arbeit eine große Freude gemacht. — — Ihren Beifall, Malzey, brauche ich durchaus nicht. Das Blatt aus Ihrem Heft lassen Sie wohl am besten verschwinden. Sie hätten Talent genug, wenn Sie nur wollten. Sie werden mit dem Leben nicht fertig, Sie Wirrkopf! Venloo, lesen nun Sie!" Vitus, in dem noch die Erregung über die ungerecht bemessene Strafe nachwirkte, las schlecht und hastig. Als er den Schluß sprach: „Und das Herz war ein deutsches Herz", gab Petrsil einen rülpsenden Ton von sich und Altböck lachte laut auf. Mit einem Sprung war Dietlieb auf dem erhöhten Katheder-platz und blickte mit funkelnden Augen über die Klasse.

„Petrsil, was haben Sie zu lachen?"

Der Tscheche zog ein klägliches Gesicht und sagte weinerlich: „Bitt scheen, Herr Professor, ich hab nit g'lacht — hat mir aufg'stuß'n."

„Merkwürdig. Aber schon gut! Bin weiter nicht neugierig," rief Dietlieb und winkte ihm ab. „Und Sie, Altböck? Was haben Sie für eine Ausrede?"

„Ich hab gar keine Ausrede", sagte der Angerufene

laut und deutlich und stand in seiner ganzen Breite auf. „Ich hab gelacht."

„Weshalb?"

„Weil mir das blöd vorkommt, das mit dem deutschen Herzen."

„So, blöd kommt Ihnen das vor? Sind Sie denn kein Deutscher?"

„Ich bin ein Tiroler," sagte Altböck langsam und mit gut erkennbarem, süßlichem Lächeln.

„Schön, schön, gut," erwiderte Dietlieb und zupfte erregt an seinem Ohrläppchen. „Aber nebenbei sind Sie doch ein Deutscher, wie?"

„Hauptsächlich bin ich ein Österreicher," antwortete Altböck störrisch und langsam „und nebenbei ein Tiroler, Herr Supplent."

„Gut, gut, schon gut." Dietlieb schluckte den „Supplenten" hinunter. Er merkte die Falle dieses wohlgeölten Burschen. „Setzen Sie sich!" Wie in trübe Erinnerungen versunken strich er sich über das borstige Haar, der ewige Supplent.

„Ein Österreicher und katholisch!" sagte Altböck halblaut, aber vernehmlich, als die Bank unter seinem Gewicht krachte. Dem hatte er's gegeben. Der Fuchs sollte nur merken, daß den alten Zähnen, die ihn gezwackt hatten, junge nachgewachsen waren.

Es verschlug ihm nichts, daß ihn viele verächtlich ansahen. Er war stolz auf seine Leistung.

„Fahren wir also fort," sagte Dietlieb und klopfte mit dem Bleistift. „Kluibenschild, lesen Sie, Seite dreißig. Die Makamen des Havri. Wieder einmal das Lesebuch vergessen? Wie? Plöchhammer, borgen Sie ihm das Ihre." Als Vitus nach der Mathematikstunde das Schulgebäude verließ und die Entrüstungskundgebungen seiner Freunde hinter sich hatte, kam ihm Hochschreck nachgelaufen, ganz verstört und aufgeregt. Er hatte einen Versuch gemacht, am letzten Sonntag nachmittag Mali beim Ankleiden zu überraschen. Und da sei ein Soldat bei ihr gewesen. Er habe alles durchs Schlüsselloch gesehen, habe sie dann zur Rede gestellt und ihr gedroht. Und da habe sie ihm versprochen, sie würde einmal zu ihm kommen. Aber er dürfe keinem Menschen etwas sagen. Und er glaube, daß sie heute nacht kommen werde. Vitus sollte ihm auf alle Fälle einen Gulden leihen. Irgend etwas müsse er doch kaufen. Es seien jetzt drei Gulden im ganzen — am Ersten würde er alles zahlen. Vitus nickte nur und versprach dem anderen das Geld. Ihm war seltsam traumhaft zu Mute und er war wie erlöst, als

Fritz sich von ihm trennte. Sehr langsam und zögernd ging er den Weg nach Hause, blieb vor dem Fenster einer Waffenhandlung stehen und betrachtete mit dem Schauder aufkeimender Selbstmordgedanken die nickelblanken und dunklen Revolver.

Im Garten sangen die Vögel und ein leichter, frischer Wind raschelte in der großen Linde. Die schwarze Gordon-Setter-Hündin „Miß" lief dem Hausfohn entgegen, tollte um ihn herum und sprang an ihm empor, mit den schönen braunglänzenden Augen um eine Liebkosung bettelnd. Vitus wehrte den Hund barsch ab, der nun betrübt hinter ihm herschlich, und betrat das Haus scheu wie ein Verbrecher, klinkte die Tür seines Zimmers auf und warf die Bücher achtlos auf den Tisch, in einer dumpfen und unruhigen Angst befangen. Er glaubte, daß niemand seinen leisen Schritt auf der Treppe gehört haben könne und die Stimme seines Vaters, die seinen Namen rief, ließ ihn bis in das Innerste erschrecken. Und gleich darauf stand er in dem kühlen, durch die Bäume vor dem Fenster gründämmerigen Licht des väterlichen Studierzimmers.

Professor Venloo erwartete seinen Sohn an der

Tür, schloß sie heftig hinter dem Eingetretenen und hielt ihm mit bebender Hand einen Zettel hin.

„Kennst du das?"

„Der Konferenzzettel," sagte Vitus leise, „der Karzer."

„Jawohl, der Karzer!" rief der Vater. „Du gehst also nicht mehr in die Schulmesse? Raufst du dich mit anderen Burschen herum? Was soll das noch mit dir werden? Und du lügst, Vitus!"

„Ich lüge nicht — —"

„Ich habe dich an dem Tage, an dem die Rauferei stattfand, wie immer gefragt, ob etwas Besonderes vorgefallen sei. Du hast es verneint und hast mich also belogen."

Vitus senkte den Kopf.

„Ich habe mich sehr in dir getäuscht, mein Sohn. Geh jetzt! Ich will dich vorläufig nicht sehen."

Vitus ging die Treppe hinunter. Im Wohnzimmer saß die Mutter und weinte. „Papa hat sich so aufgeregt deinetwegen — und daß du so schlecht geworden bist, Vitusche — Ach, mein Jung, wie ist das nur gekommen — du warst doch so fromm —" Und unter einem neuen Strom von Tränen begann die in ihrem Seelenfrieden erschütterte Mutter Vitus vorzuhalten, wie schmerz-

lich seine Eltern von der plötzlichen Wandlung berührt seien. „Das kommt alles nur von den abscheulichen Jungs, mit denen du dich in letzter Zeit herumtreibst. Aber von denen kommt mir keiner mehr ins Haus, das sag ich dir," rief sie in ausbrechendem Zorn. „Von denen lernst du all die Gottlosigkeiten."

Vitus ergriff die Flucht und ging in einen Teil des Gartens, in dem dichte Geisblattbüsche, Quittensträucher und Flieder die schmalen Wege einfaßten und verbargen. Sein Kopf war heiß und wirr. Die Verstimmung des Vaters und namentlich die Tränen der Mutter taten ihm unsagbar weh. Er setzte sich bedrückt auf eine kleine Bank und starrte auf den Kies des Weges, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Ein goldglänzender Laufkäfer wandelte über die Steinchen und strebte dem schützenden Dickicht zu. Gedankenlos stieß Vitus mit dem Fuß nach ihm und als das zappelnde Tierchen wieder auf die Beine kam, zerquetschte er es unter der Sohle. Gelbliche kleine Eingeweide traten aus dem Käferleib und die Beinchen zogen sich krampfhaft zusammen. Da brach Vitus in Weinen aus.

Trübselig ging er am Nachmittag über den Eisen-

steg, der sich über den grauen rauschenden Inn spannte, verlor sich in den übelriechenden Gassen der Vorstadt, die im Volksmund die „Kotlacke" genannt wurde und verschwand im dunklen gewölbten Eingang des Gasthauses „Zur grünen Eiche", in dessen verborgenstem Hinterzimmer die Hercynenkneipe war. Über der Tür, die in dieses Allerheiligste führte, war wohl nicht ohne Absicht jenes einfache Bilderrätsel angebracht, das man in kleinen Wirtschaften öfters findet: eine Pumpe mit den beigefügten Worten „— wird nicht!" Im düsteren, durch zwei sausende Schmetterlingsbrenner mäßig erhellten Kneipzimmer mit dem bemalten Wappen aus Pappendeckel und den verstaubten rot-gelb-blauen Baumwollfahnen saß nur Malzey vor einem halbleeren Bierglas und klimperte auf einer Gitarre.

Auf einem Teller von verdächtiger Reinlichkeit lagen Kopf und Rückgrat eines verzehrten Herings.

„Hallo!" schrie Malzey und sprang auf, „wenigstens einer von der Bank! Dabei ist es schon fünf Uhr und die Kneipe soll beginnen. Aber wie schaust denn du aus, Vitus?"

„Verdruß mit meinem Alten," sagte Vitus kurz.

„Ach so! Ich habe den meinen schon ein paar

Tage nicht gesehen. Ich vermeide unliebsame Begegnungen mit Landesgerichtsräten und habe zu viel Pietät, meine Frau Mutter in ihrer Andacht zu stören. Unsere wackere Köchin sorgt für mich — in jeder Weise. Sie ist dick und warm, wenngleich nicht schön. Aber sie ist dankbar und umarmt in mir nächtlicherweile den schöngelockten Friseur Vogelsang, der auch auf die gefühlvollsten Liebesbriefe keine Antwort gibt. Er heißt Eduard. Ich muß es mir gefallen lassen, in gewissen Augenblicken mit diesem Namen beflüstert zu werden."

„Aber das ist ja ekelhaft," erwiderte Vitus übellaunig. Der Wirt trat ein, ein Riese mit einem Andreas-Hofer-Bart und roter Knollennase. Er stellte ein Glas Bier vor Vitus und fragte ihn, ob er etwas essen wolle. Vitus bestellte sich einen „Russen".

„Ekelhaft, meinst du?" lachte Malzey und begrüßte den krummbeinigen Spadini, der eben eintrat. „Es ist eine nicht unangenehme Leistung, die mir manches einträgt. Warum soll ich nicht in dunkler Nacht der verliebten Einbildungskraft einer Kunigunde Vorschub leisten, die ihren Eduard nicht erreichen kann?"

„Alter Saumagen!" schrie der Eingetretene und

schlug den Malzey auf die magere Schulter. „Venloo, laß dich mit dem Kerl nicht ein. Der verdirbt dich in Grund und Boden. Helft mir jetzt, die Bibeln und die Mützen aus der Kiste zu nehmen. Ah, da kommt ohnehin ein Fuchs!“ Der kleine Dörnle war eingetreten und mit ihm Herucker und Hochschreck. Nach und nach füllte sich das Zimmer, die feuerroten Mützen bedeckten junge Köpfe und die Jula, ein freches sechzehnjähriges Mädchen mit aufgestülpter Nase und wippenden Brüsten schleppte Biergläser herbei, ziemlich schamlos zu den derben Scherzen und Handgreiflichkeiten lachend, die ihr reichlich zuteil wurden. Der Wirt mit dem Patriarchenbart sah wohlgefällig zu, wenn er ab und zu ins Zimmer trat.

Die junge Dirne zog ihm viele Gäste in seine Spelunke, und die Wut seiner unbeholfenen, an Atemnot leidenden Frau, die Jula verfolgte, mochte wohl bessere Gründe haben.

Unter genauer Beobachtung studentischen Komments wurde die Kneipe vom Senior Montanus eröffnet und bald füllte brausender Gesang aus begeisterten jungen Kehlen das enge qualmende Zimmer. Vitus saß neben Herucker, der mit dem ihm eigenen Feingefühl wohl bemerkte, daß den anderen ein

tiefes Leid bedrücke. Vitus, der wenig vertrug und stets sehr mäßig blieb, trank heute hastig das schwere Bier und bekam einen roten Kopf. Er lachte unbändig zu Spadinis Witzen und zu einem „Fuchsenulk", der darin bestand, daß zwei der jüngsten Hercynen unter einem ausgezogenen Rock niederkauern mußten und durch die vom Fuchsmajor Obermayr emporgehaltenen Ärmel, die ein Telephon zwischen Innsbruck und Trient vorstellten, sprachen. Der in Innsbruck fragte durch die Vermittlung Obermayers, ob es in Trient heiß sei, was der Ahnungslose unter dem hochgehobenen Ärmel bejahte, worauf sogleich der Inhalt eines Wasserglases „zur Abkühlung" hernieder kam und ihn fluchend und pustend aufspringen machte. Besorgt sah Herucker, daß sich allmählich in Vitus eine gereizte Stimmung entwickelte und vernahm zum erstenmal mit Mißbehagen, daß der Sohn des von ihm, Herucker, wirklich verehrten Kunsthistorikers, des Vertreters eines Faches, dem er sich zu widmen gedachte, von seinem Vater in einer Weise zu sprechen begann, die allmählich an Malzeys Art erinnerte. Vitus wurde immer erregter unter dem Einfluß des zu reichlich genossenen Bieres und bei einer Liedstrophe, die mit den Worten schloß:

Und schlüg ich auch mein Glas
Zu hunderttausend Trümmern,
So hat sich doch kein Mensch
Kein Mensch darum zu kümmern —

knallte er sein Bierglas so heftig auf den Tisch, daß es in Scherben zersprang und das Blut aus einer Schnittwunde an seiner Hand rann. Im Einverständnis mit dem Senior Montanus, der mißbilligend zugesehen hatte, brachte Herucker den Freund aus dem Zimmer, auf die ernüchternde Wirkung der frischen Luft hoffend. Aber draußen wurde der Rausch noch schlimmer und Herucker hatte Mühe, sich des Farbenbandes zu bemächtigen, das Vitus noch auf der Brust trug. Allmählich, nach einem längeren Aufenthalt in den Anlagen um den eisernen Walter von der Vogelweide, verflog die Betrunkenheit und so brachte er Vitus nach Hause, als es von den Türmen acht Uhr schlug. Ein Gewitter zog ferne herauf und die Luft war schwül und beklemmend.

Vitus fand die Eltern schon bei Tische und wurde mit vorwurfsvollen Blicken empfangen. Der Vater blieb wortkarg während des Essens; die Mutter machte ihn durch Augenwinken mehrmals auf das gerötete Gesicht des Sohnes, auf die verschobene

Krawatte und das wirre Haar aufmerksam. Als das Essen vorüber war, trommelte Professor Venloo nervös mit den Fingern und richtete dann ganz unvermittelt eine Frage an Vitus.

„Wo kommst du her?"

„Ich war spazieren," antwortete der Gymnasiast in verstocktem Ton. Es war ihm, als käme seine eigene Stimme von wo anders her, als wäre es nicht er selbst, der da sprach.

„Du siehst aus, als ob du getrunken hättest," fuhr der Vater fort und an seiner Schläfe schwoll ein geschlängeltes Blutgefäß. „Du warst im Wirtshaus?"

Vitus schwieg. Eine schreckliche Neugierde, qualvoll und lockend zugleich, befiel ihn, wie dieser Auftritt endigen würde.

„Antwort doch, Vituſche!" rief die Mutter. „Was ist der Jung doch verändert seit ein paar Tagen!"

„Spazieren," sagte Vitus noch einmal. Aber seine Stimme klang unsicher.

„Du lügst wieder!" rief jetzt Professor Venloo und seine Hände zitterten. Besorgt sah ihn seine Frau an. Seine Lippen sahen im Lampenlicht eigentümlich violblaß aus.

„Laß doch — Papa —" wollte sie begütigend

sagen, aber in diesem Augenblick stotterte Vitus trotzig, er sei kein kleines Kind mehr und könne auch wie andere einmal Bier trinken gehen. Im nächsten Augenblick starrte er fassungslos, totenbleich den Vater an, dessen Hand klatschend auf seine Wange gefallen war — zum erstenmal.

Nie war Vitus geschlagen worden. Es war ihm dunkel vor den Augen und ohne daß er etwas dagegen zu tun vermochte rannen heiße Tränen über seine Wangen. Irgend etwas versank — unrettbar in bodenlose Abgründe für immer. Die Mutter schrie auf und ein Teller klirrte auf die Diele. Susanne, die eben mit einer Obstschüssel eingetreten war, hatte ihn fallen lassen.

„Stellen Sie das Obst daher," sagte die Hausfrau, mühsam ihre Fassung bewahrend. „Es ist gut —" Das Mädchen ging.

„Vitusche, Vitusche — bitt den Papa rasch um Verzeihung," sagte die Mutter, nun selbst weinend. „Junge, was ist in dich gefahren? Komm, geh zum Papa — —"

Aber der Junge sah noch immer entsetzt und keines Wortes mächtig auf den Vater. Seine linke Wange war hochrot und begann aufzuschwellen. Er fühlte es nicht. Ein wütender Schmerz in seinem Innern

eine namenlose Trauer, ein zerschmetterndes Gefühl der eigenen Schuld vereinten sich mit der Schmach der Züchtigung und betäubte ihn völlig. Die Mutter flüsterte dem Vater ins Ohr.

„Ach was!" erwiderte der Professor. „Ich hab's satt. Und du geh in dein Bett, Vitus, vorwärts!"

Wortlos stand Vitus auf und ging aus dem Zimmer — ohne Gutenachtgruß. Er hörte noch wie sein Vater im heftigen Ton sagte: „Da siehst du, was aus dem Burschen geworden ist —." Tappend stieg er im Dunklen über die Stiegen und öffnete die Tür zum Klosett. Ein stoßendes Erbrechen würgte ihn. In seinem kleinen Zimmer war es dunkel und heiß. Ferne murrte der Donner des nahenden Gewitters. Ein tränenloses Weinen schüttelte Vitus. Nun war alles aus. Die Reue fraß in ihm und ein entsetzliches Mitleid mit den Eltern überkam ihn. Er wußte, daß sie mehr litten als er. In einem Wutanfall verfluchte er die Hercynia und seine Freunde. Eine rasende Hilflosigkeit befiel ihn. Was tun? Was tun? Sollte er noch einmal hinuntergehen und den Vater um Verzeihung bitten? Aber da fühlte er unwillkürlich mit der Hand an die brennende Wange und sein Knabentrotz bäumte sich auf. Sein Vater hatte ihn

geschlagen, so wie Malzey geschlagen wurde! Er dachte an den alten Schmied, der lieber gestorben wäre, als daß er seinen Vinzenz strafend berührt hätte. Nein, er konnte nicht vergessen, konnte nicht um Verzeihung bitten — Um Verzeihung? Für die Ohrfeige etwa? Für die Ohrfeige, die ihn geschändet hatte. Er lachte auf. Und dann tat er wieder ein paar Schritte zu der Tür. — Nein, er konnte nicht hinunter. Das Herz tat ihm so weh, etwas tobte in ihm und wollte heraus. Geschrien hätte er am liebsten sinnlos, ohne Aufhören. Er war schuld an allem — der Vater war schuld — die Hercynia — die Lehrer — —. Eine schwere Angst senkte sich über ihn. Das Schicksal war gegen ihn —. Er sprach zusammenhanglose Worte vor sich hin, lallte Unsinn, stieß mit den Füßen wild nach dem Stuhl, der ihm im Wege stand, knüllte ein Heft zusammen, das ihm in die Hand geriet und schleuderte es auf den Boden. Alles war verloren — alles. Schluchzend warf er sich auf das Bett. Endlich zog er sich aus und kroch zwischen die Laken. Ein heller Blitz tauchte das Zimmer in gleißendes Blau. Ein krachender Schlag folgte und rauschend fiel der Regen durch Blätter und Äste, trommelte auf den blechernen

Sims vor dem Fenster und gurgelte in der Dachrinne. Da knarrte die Tür und Vitus fuhr auf. Etwas Weißes war im Zimmer. Wieder blitzte es auf und er erkannte Susanne. Sie stand da, mit Hemd und Unterrock bekleidet und rührte sich nicht.

„Susanne!" rief er halblaut.

Da kam das Mädchen lautlos näher und setzte sich auf den Bettrand. Eine kleine rauhe Hand glitt mit zarter Liebkosung über die geschwollene Wange. Ein brennender Mund drückte unzählige rasche Küsse auf des Knaben Stirn. Und triebhaft griffen seine Hände nach dem warmen schlanken Leib unter dem groben Linnen des Hemdes, tastend nach Brust und Hüften. Die junge Magd zitterte und weinte und drückte sich noch fester an Vitus. Im Schein des Blitzes sah er ihr blasses liebliches Gesicht, die starren, weit geöffneten Augen. Und nun griff er mit Kraft zu — —

„O nicht, Herr Vitus, — nicht — —"

Sie stieß einen wehen Schrei aus und ergab sich ihm.

Als Vitus wieder allein war, lauschte er lange dem leisen Rauschen des abziehenden Regens und dem eigentümlich klagenden Ruf eines Nachtvogels, wunschlos und müde.

Erst am Morgen kamen die Gedanken und flatterten grau und wild um sein Bett. Die Erinnerung an das, was abends und in der Nacht geschehen, war wie das mühsame Wiederheraufbeschwören eines Traumbildes und es dauerte lang, bis Vitus begriff, was mit ihm vorgegangen war. Er stand auf und begoß sich mit kaltem Wasser. Sein Kopf wurde allmählich klar, und doppelte, schwere Reue quälte ihn mit nie empfundener Heftigkeit. Der Geruch des Mädchens peinigte ihn. Dieser seltsame starke Duft schien das Zimmer zu füllen, hing an der Wäsche und in seinem Haar, an Haut und Lippen und keine Waschung konnte von ihm befreien. Langsam und befangen stieg Vitus die Treppe hinunter. Er kam sich verworfen und elend vor und erst vor der Tür des Frühstückzimmers dachte er an den bösen Auftritt des vergangenen Abends. Wie eine Glutwelle schoß das Leid in sein Herz und die rasende Sehnsucht nach der Liebe dieser zwei Menschen, die sich seinetwegen grämten — —. Er öffnete die Tür und trat rasch auf seinen Vater zu, der gerade von der Zeitung aufblickte. Er sah schlecht aus, bleich und faltig —.

„Nun?"

„Verzeih mir, lieber Papa — verzeih mir —" rief

Vitus in einem heftigen Gefühlsausbruch. „Ihr sollt mich lieb haben."

Der Vater lächelte matt und zog ihn an sich heran. „Ein bißchen spät, Vitus — — aber wir wollen die Sache vergessen. Und nicht mehr — und es mit der Wahrheit genau nehmen, Junge."

Die Mutter war überglücklich und küßte den reuigen Sohn, streichelte ihn und nannte ihn ihren guten braven Jungen, fing dann an zu beweisen, daß ihn die anderen „abscheulichen Jungs" verführt hätten und war voll Mitleid über seine Blässe und matten Augen. Dann mußte Vitus die Geschichte der Rauferei mit Altböck erzählen und erhielt sogar teilweise recht. Aber während dieser ganzen Zeit bohrte und peinigte ihn der Gedanke an die Ahnungslosigkeit der Eltern und an die eigene Niedrigkeit, er war befleckt und verworfen, unwürdig der reinen Zärtlichkeiten seiner Mutter, schwarz von Lügen und klebrig vor unsauberen Heimlichkeiten. Und ihm ward noch elender, als die Mutter dem Vater mit Bezug auf sein Aussehen wiederholt sagte, wie sehr der arme Junge sich die Sache zu Herzen genommen habe.

Gleich nach dem Frühstück ging er in die Schule und wartete im Gang auf den Senior Montanus,

dem er, als er seiner im gewölbten Gang des uralten, baufälligen Gebäudes ansichtig wurde, in fliegenden Worten seinen sofortigen Austritt aus der „Hercynia" mitteilte. Sein Vater sei ihm darauf gekommen und er habe versprechen müssen, auszutreten. Nur seinem Freunde Herucker sagte er in der Zwischenstunde die Wahrheit, daß er nicht mehr länger seinem Vater gegenüber ein Geheimnis haben könne. Herucker billigte sein Verhalten und versprach, im Konvent sein Gesuch zu befürworten.

Der krampfhafte Anlauf zur Besserung, den Vitus nahm, äußerte sich auch in der bei ihm unnatürlichen Aufmerksamkeit, mit der er dem Unterricht folgte. Selbst der langweiligen Vortragsweise des „Krax", der jeden übersetzten Satz erst zergliederte und wiederkaute. In der nächsten Stunde, in der Professor Summerfeld überaus nachsichtig Geschichte prüfte und mit traurigem Lächeln über die Fälschungen hinwegglitt, die in dem vorgeschriebenen Lehrbuch enthalten waren, tauchte lieblich und leidend das Gesicht der jungen Magd vor Vitus auf. Mit aller Gewalt mühte sich Vitus den Spuk zu bannen und es gelang ihm. Nach der letzten Stunde, die der Religionslehrer Professor Dr. Zeindl

gab, winkte der Geistliche Vitus, der nach Hut und Büchern griff. Als die anderen draußen waren stellte er sich in seiner ganzen Breite vor den Schüler, zog eine mit Karlsbader Sprudelsteinen verzierte Dose aus der Tasche, schnupfte, wischte mit einem riesigen blauen Taschentuch die Nase und sprach dann langsam und bedächtig mit seiner tiefen Baßstimme:
„Warum gehen wir denn nicht mehr in die heilige Messe, Venloo?" Vitus senkte den Blick und murmelte etwas von Kopfweh und Unwohlsein.
„Mein lieber junger Freund," sagte Zeindl und legte Vitus die fleischige Hand auf die Schulter. „Wer war denn das, der mit einem gewissen Baron Hochschreck abscheuliche und lächerliche Reden im Löwenbräu geführt hat? Ha? Die selbigen Reden hat nämlich ein Vetter von mir gehört und Ärgernis daran genommen. Wißt's, ös Lausbuam, daß ös alle beide g'spritzt werdet's, wenn i das anzeigen tua? Wißt's das? Ha? Aber ich will nicht solches, Vitus Venloo, und zwar Ihrer Mutter zulieb. Also, warum gehen wir nicht zur heiligen Messe? Und warum führen wir solche Reden?"
Er schnaubte umständlich in sein blaues Tuch und sah Vitus durch die dicken Brillengläser scharf an.
Vitus schwieg.

„Zeichen der Zeit, Zeichen der Zeit. Auch der Glaube in den jungen Herzen ist erschüttert. Vielleicht hat da ein Ungeschickter etwas zerstört," sprach er mehr zu sich selbst, fuhr aber gleich mit erhobener Stimme fort: „Alles eins! Der Besuch der Schulmesse ischt Pflicht. Merken Sie sich das, ganz einfach Pflicht. Geben Sie wenigstens kein schlechtes Beispiel. Ich hoffe zu Gott und zu der heiligen Jungfrau, daß Ihr Herz erleuchtet und wieder befestigt werde im Glauben. Aber wehe Ihnen, wenn Sie wieder öffentliche Läschterungen ausstoßen. Pfui, Vitus Venloo! Schämen Sie sich. Nun, ich will manches als Jugendeselei nehmen und Erbarmnis mit Ihnen haben. Verloren sind Sie, wenn ich nur ein Wort red!" donnerte er plötzlich, „und sagen Sie's nur gleich auch dem Hochschreck, dem Haderlumpen, daß er in Zukunft seine ungewaschene Goschen hält! Sonst wehe, dreimal wehe! Und jetzt — Schulmesse gehn, verstanden? Die heilige Beicht und Kommunion nicht vernachlässigen, Vitus!" setzte er sanfter hinzu, „wer auf Gott vergißt, den vergißt auch Gott. Seid's froh, daß nur ich um eure bübischen Dummheiten und frechen Reden weiß! Seien Sie froh! Machen Sie sich nicht des schönen Aufsatzes unwürdig, von dem mir der Kollege Diet-

lieb erzählt hat. Und jetzt — adjes — cum Deo, Vitule!"

Vitus verbeugte sich und eilte so rasch als möglich aus dem Zimmer. Unten warteten Herucker und Malzey seit geraumer Zeit auf ihn. In fliegender Hast erzählte er ihnen, was er soeben erlebt und wie er und Hochschreck beim Löwenbräu belauscht worden seien.

„Schade, daß das feiste Pfäfflein nicht an den ergebenst Unterzeichneten geraten ist," rief Malzey und blies nervös durch die lange Nase. „Ich hätte ihm besser geantwortet als du!"

„Ja freilich!" entgegnete Vitus geärgert, „du hättest das Kraut fett gemacht — —"

„Mein lieber Malzey," sagte Herucker sehr ruhig, „wenn du kein Gefühl dafür hast, daß der Zeindl sich hochanständig benommen hat, bedaure ich dich! Mir scheint, du denkst gar nicht daran, welche Güte dazu gehört, bei seinen Anschauungen diese Sache so zu behandeln."

„Pfaff ist Pfaff," knurrte Malzey, der sich seiner Prahlerei schämte. „Wer weiß — der Baron Hochschreck, der alte nämlich, kann mancherlei Künste."

— „Lächerlich!" Herucker wurde erregt, „als ob sich der Zeindl um solche Dinge scheren würde!

Kennst du ihn? Ich kenn ihn genau — von Hall her, wo ich war. Der Zeindl ist der beste Mensch und nebenbei ein Tausendkünstler, ein Obstkenner wie kein zweiter, ein berühmter Numismatiker, ein Mineraloge von Fach. Den Kindergarten für kleine Krüppel hat er ins Leben gerufen, eine Bahn in sein Heimatstal ist nach seinem Entwurf von den Technikern praktisch begutachtet und gebaut worden. Sein Buch über Landwirtschaft hat fünfundzwanzig Auflagen gehabt, sein Tiroler Kräutertee wird in alle Welt versendet und der Gewinn fließt — na wem? — einer sehr armen evangelischen Gemeinde in Kärnten zu, weil seine Mutter von dort war. Und da kommst du mit deinem ‚Pfaff'! Nein, auf den laß ich nichts kommen. Und der glaubt wirklich an das, was er predigt!"

„Er ist ein guter Kerl, wenn er auch grob ist manchmal."

„Grob ist er, wenn er sein gutes Herz überschreien will," nickte Herucker. „Er ist halt ein katholischer Priester, aber ein guter Deutscher dabei."

„Lieber Johann," sagte Malzey und zündete sich seelenruhig eine Zigarette an, obwohl das Rauchen auf der Straße strengstens verboten war. „Wenn ich einen Stiefel geredet habe, bin ich ganz von selbst

zerknirscht. Übrigens hab ich das alles selbst erlebt. Wie ich voriges Jahr etwas im Karzer an die Wand geschrieben habe — na, eine Sauerei halt und eine ‚Lästerung' dazu. Da ist er gekommen, hat es gelesen, mit dem Kopf geschüttelt und hat dann gebrüllt: ‚Kratzen's das aus, Rotzlöffel Sie, wenn das wer liest, fliegen Sie aus allen Gymnasien der Welt hinaus.' Und ist gegangen."

„Na, war das nicht sehr anständig?" sagte Vitus. Malzey verabschiedete sich noch immer etwas verlegen. Er gab sich nicht gern Blößen.

„Manchmal ist mir der Kerl zuwider," brummte Herucker, er meint's freilich nicht so, aber sein Maul ist eine Dreckschleuder." Sie gingen beim Rudolfsbrunnen mit seinen bescheidenen Wasserkünsten vorbei.

Herucker sollte in einigen Wochen, nach Schulschluß, in's obere Inntal reisen, wo Verwandte von ihm in einem sehr hoch gelegenen Örtchen bei Ried ein Anwesen hatten. Er war schon voll Freude und Sehnsucht nach den Bergen, nach den Nadelwäldern und Almen.

„Komm mit, Vitus," sagte er plötzlich, „komm mit nach Vernauts! Red mit deinen Eltern — es würde dir gut tun. Und ich wär froh, wenn du mit wärst? Es ist herrlich dort!"

Vitus war gleich begeistert und versprach mit dem Vater zu reden. „Gewehre haben wir auch dort!“

„Davon erzähl ich nichts,“ sagte Vitus, „die Mama hat sonst Angst. Schön wär es!“

Herucker lachte glücklich und bekam einen jähen Hustenanfall. Er führte schnell das Taschentuch zum Mund. Rote Flecke zeichneten sich ab.

„Was hast du?“

„Das ist öfters,“ lachte der magere Gymnasiast, „ich glaube, das ist vom Zahnfleisch.“

„Ah so!“ Vitus sah auf einmal wieder das befleckte Leintuch seines Bettes vor sich und fühlte noch einmal stark den Ekel des Erwachens. Zugleich stieg eine besondere Angst vor der Begegnung mit Susanne in ihm auf. Es war unvermeidlich, daß er sie nun zu Hause traf. Als Herucker, der ihn bis zum Gartengitter begleitet hatte, sich verabschiedet hatte, glitt Vitus rasch ins Haus und ging ins Zimmer seines Vaters, um ihm von der so gut verlaufenen Auseinandersetzung mit dem Religionsprofessor zu erzählen. Aber der Vater war noch nicht da. Ein alter, mit großen Messingschließen versehener Schweinslederband lag auf dem grünen Tuch des Mitteltisches und Vitus öffnete neugierig das Buch. Es war eine Bibel, wie er sofort sah und die zufällig

aufgeschlagene Stelle, auf der seine Blicke hafteten, lautete:

„Aber er wollte ihr nicht gehorchen und überwältigte sie und schwächte sie und schlief bei ihr.

Und Ammon ward ihr überaus gram, daß der Haß größer war denn vorhin die Liebe. Und Ammon sprach zu ihr:

Mache dich auf und hebe dich!

Sie aber sprach zu ihm: Das Übel ist größer denn das andere, das du an mir getan hast, daß du mich ausstößest."

Und Vitus sah zum zweitenmal an diesem Tage qualvoll deutlich die arme Magd vor sich, die nachts in seinem Zimmer gewesen war und diesmal hieß sie Thamar und war eines Königs Tochter.

Der Vater und nach einigem Zaudern auch die Mutter hatten ihre Einwilligung zu einem längeren Sommeraufenthalt in Vernauts gegeben, umsomehr, als Professor Venloo für einige Wochen nach Nauheim sollte. Am Herzen schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Die Ärzte wollten nicht recht mit der Sprache heraus, nur der alte Doktor

Hundertpfund sagte, daß es sich um eine ernste Sache handle und eine baldige Kur notwendig sei. Vitus war nicht sehr beunruhigt, da der Vater guter Laune war und die Beklemmungen, an denen er von Zeit zu Zeit litt, sich durch ein Pulver, das der Arzt ihm verschrieben hatte, ohne weiteres beheben ließen.

An Susanne war er nun durch lange Zeit vorübergegangen, hatte sein Zimmer versperrt, obschon sie in keiner Weise eine neuerliche Annäherung versuchte. Am Anfang war eine fliegende Röte über ihr weißes Gesicht gegangen, wenn er sie zufällig ansah, aber im übrigen schien sie auch jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden. So schwand allmählich das leise Grauen, das der erste Sündenfall in ihm erweckt hatte. Hochschrecks beschreibende Mitteilungen, der mittlerweile bei seiner dicken Mali ans Ziel gekommen war, wirkten doch nicht aufregend genug, um in Vitus die Lust nach einer Fortsetzung seines Abenteuers zu erwecken. Einmal war er zufällig mit Susanne im engen Raum der Bügelkammer zusammengetroffen. Verlegen und täppisch, mehr um nach dem Geschehenen nicht durch Gleichgültigkeit zu beleidigen als aus Begierde, wollte er streichelnd ihre Brust berühren; aber sie schlug ihn

wortlos und hart auf die Hand und in ihren Augen glimmte ein Licht auf, vor dem Vitus erschrak. Später hörte er sie mit hoher jammernder Stimme singen und es klang fast, als ob ein Tier heulen würde. Es war ihm unheimlich zu Mute. Die alte Köchin fragte ihn eines Tages, was er mit der Susanne gehabt habe, sie habe einen solchen Zorn auf ihn, daß sie mit den Zähnen knirsche, wenn sein Name genannt wurde. Aus dem Gefühl seiner Schuld kaufte er von seinem Taschengeld eine silberne Edelweißbrosche und legte sie feierlich auf Susannes Nachttisch. Aber am nächsten Tage fand er die Brosche in seinem Zimmer, in einen bekritzelten Zettel gewickelt, den er kaum entziffern konnte.

„Oh mein Gott, diese Schand iß schlimmer als das andre."

„Sie hieß Thamar und war eines Königs Tochter," sagte er vor sich hin. Dann verbrannte er das Papier und warf das blanke Ding in ein Maisfeld hinter dem Garten.

Eines Tages lud ihn sein Mitschüler Kluibenschild mit Plöchhammer zusammen ein. Sie sollten ihm helfen, seine Käfersammlung ordnen. Vitus betrachtete anfangs mit Interesse die aufgespießten

Mondhorn-, Lauf- und Hirschkäfer, die kleinen und die großen Sechsbeiner, die da tot, dunkel und metallschimmernd auf Nadeln staken. Dann aber begann ihn die sorgsame und genaue Art, mit der Plöchhammer die Sammlung nach Merkmalen einzuordnen begann, heftig zu langweilen und er ging über die offene Veranda vor dem ebenerdigen Zimmer in den verwilderten Garten hinaus, der das uralte Häuschen am Fuß der Nordwand umgab. Er schritt die gewundenen Taxusgänge entlang und blieb plötzlich erschrocken stehen. In einem kleinen gedeckten Sommerhäuschen saß Grete, Kluibenschilds Schwester, in einem weißen blaugetupften Kleide mit Sonnenflecken im goldenen Haar und las. Sie sah auf und die Lichtkringel tanzten vom Haar in ihr süßes Gesicht, auf die Stumpfnase und den vollen, lächelnden Mund.

„Je, der Vitus Venloo!" rief sie. „Setzen Sie sich und helfen Sie mir das Rätsel lösen."

„Bitte sehr," verlegen setzte sich Vitus neben sie und sah in das „Mädchenbuch", das sie vor sich hatte.

„Aus The Irene Te ist ein Mädchenname zu bilden." Sie seufzte. „Ich bring das nicht heraus und nachschauen will ich nicht."

„Henriette," sagte Vitus rasch.

Grete klatschte in die Hände und schüttelte sich vor Vergnügen, so daß das buschige Ende ihres Zopfes Vitus ins Gesicht schlug. Das Blut stieg ihm zu Kopf und ohne zu wissen, was er tat, zog er sie an sich und küßte sie schnell auf den Mund. Dann fuhr ihm der Schreck über den Rücken.

Aber das rothaarige Mädchen lächelte und sagte sehr ernst:

„Also du bist jetzt mein Geliebter, Vitus! Aber du mußt mir ewig treu sein!"

„Gerne — für immer — —" stammelte er verwirrt und überrascht. „Aber ich glaube der Herucker — —"

Grete lachte schrill auf. „Geh, der fade Esel! Und so unelegant, wie er ist. Du gefällst mir, du bist immer so schön angezogen. Der Herucker schaut aus — no, wie eine Fledermaus!" Sie lachte wieder und Vitus lachte mit.

„Du darfst mich noch küssen," plapperte sie weiter und hielt ihm die Lippen hin.

Er küßte sie, fühlte ihren festen jugendlichen Körper eng an seinen gepreßt und spähte dabei ängstlich den Gartenweg entlang, ob nicht jemand käme. Aber nur eine getigerte Katze schlich über den Sand und sprang spielend nach Kohlweißlingen.

Grete sagte ihm, er solle einmal abends über die Mauer steigen, sie könnten sich in der Laube treffen. Aber das wollte er nicht. Wieder befiel ihn die heftige Angst des Verbotenen und sie stieg noch, als ihn seine Aufregung zu Zärtlichkeiten anderer Art trieb. Hinter dem gleichmütig lächelnden, holden Antlitz dieses trotz seiner Kindlichkeit erfahrenen Mädels tauchte auf dunkler Taxuswand das schmale Gesicht des Dichters auf, des armen und kranken Johann Herucker, des Freundes, den er, Vitus, in dieser Laube schnöde verraten hatte. — — Aber es war nur eine weiße schwankende Blütendolde. Vitus sprang auf.

„Ich muß hinein, sonst suchen sie mich!“ entschuldigte er sich. „Aber geh!“ flüsterte Grete und sah wohlgefällig auf ihre blanken kleinen Schuhe. „Du kommst aber bald —?“

„Ich komme morgen, vielleicht!“ sagte Vitus und wußte, daß es Lüge sei. „Noch ein Busserl!“

Er küßte sie flüchtig und ging hastig den Weg zurück. Als er sich wandte, sah er, wie sie ihm Kußhändchen zuwarf.

Die beiden im Zimmer waren so in das Ordnen der Sammlung vertieft, daß sie sein Kommen gar nicht bemerkten.

„Schau, Vitus, einen Bombardierkäfer hat er auch,“ sagte Plöchhammer eifrig.

Und Vitus beugte sich mit geheuchelter Aufmerksamkeit über das Insekt.

IV

Das Schuljahr war zu Ende. In den blankgeschliffenen, von frommen Wachsstöcken beträufelten Bänken der Hofkirche saßen, knieten und standen alle acht Klassen der Gymnasiums. Weihrauchwolken stiegen empor, Brokatgewänder funkelten im Glanz der Altarkerzen und feierlich tönte die Jubelweise des deutschen Tedeum aus Orgelpfeifen und Kehlen. Dann stand alles polternd auf und die strengen Klänge der Haydnschen Volkshymne hoben sich empor, majestätisch und unnahbar und mit wohlberechneten Worten unterlegt. Für Professor Karfreiter war dieser Tag ein Tag größter Aufregung. Er wußte, daß eine große Zahl von Schülern statt den vorgeschriebenen Texten das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen pflegte und immer bei diesen drei kirchlichen Gelegenheiten des Jahres schoß er wie ein Habicht von einer Bank zur anderen, bei den Betschwestern rundum weidliches Ärgernis erregend. Aber nie ge-

lang es ihm, einen der Frevler abzufassen und er erlitt nur schwere innere Anfälle von galligem Ärger, wenn Malzey bei seinem Näherkommen mit verdrehten Augen einen scheußlich meckernden Gesang hören ließ oder Spadini mit absichtlich falscher Baßstimme sich störend aus dem Chor hob. Einmal war eine Untersuchung die Folge solcher Scherze gewesen. Aber den beiden war es trotz ihrer Anrüchigkeit gelungen, glaubwürdig nachzuweisen, daß sie eben nicht anders singen könnten.

Für lange Zeit sollte nun das Klassenzimmer mit den grün und ockergelb gestrichenen Bänken einsam bleiben. Manche der Schüler schnitzelten noch schnell Inschriften zu Ende, die ihren Namen kommenden Geschlechtern übermitteln sollten, oder legten für diese „Dokumente", eng beschriebene kleine Zettel in Aushöhlungen am Rand der Bank, die mit einem kunstvoll herausgeschnittenen, knapp passenden Deckelchen verschlossen waren. Dann kam der feierliche Augenblick der Zeugnisverteilung, der rasch vorüberging. Vitus war eben noch durchgekommen. Gefallen waren nur ein völlig unbegabter Bierbrauerssohn aus dem Unterinntal und Malzey, der zudem die schlechteste Sittennote bekommen hatte.

Es war für keinen eine Überraschung und dennoch

tat er allen leid. Man schüttelte ihm bewegt die Hand und Plöchhammer, der auffallend stärker hinkte als sonst, zog ihn rasch mit sich fort.

Vitus hatte sich bei Kluibenschild seit jenem Nachmittag nicht mehr sehen lassen. Als er nach der Zeugnisverteilung in das Elternhaus kam, gab ihm die Mutter arglos eine Postkarte. Er las sie und war starr über die List und Kühnheit des roten Mädels, das mit ganz unverstellter Schrift an ihn geschrieben hatte.

„Lieber Vitus! Wann hilfst Du mir, wie versprochen, die Käfersammlung ordnen? Warte schon mit Sehnsucht auf Dich. Am besten gegen Abend, da ist es nicht so heiß und wir können im Garten sein. Dein treuer G. Kluibenschild, stud. gymn."

Er zerriß das steife Blättchen in tausend Fetzen, grub mit dem Absatz ein Loch in die Erde eines Beetes und stampfte die Papierstückchen hinein. Und eine ungeheure Lebenslust überkam ihn. Er stand vor einer rosa spiegelnden Gartenkugel, in der eine kleine blendende Sonne das Himmelsgestirn nachäffte und sog den Tee- und Tabakgeruch gelber Marschall-Niel-Rosen ein. Alle die Farben und Düfte vereinten sich zu einer wundervollen Harmonie, die Erde, der Rasen, den sein Fuß trat,

der blaugoldene Himmel, die lichtgrünen und dunkleren Büsche, die Blumen und Vögel, das alles war so gütig gegen ihn, so voll Freude und Liebe, daß sich ein noch nie gekanntes Glücksgefühl über ihn ergoß. Und das Leben begann ihm hold zu sein, ihm köstliche Dinge anzubieten, wie jenes kleine rothaarige Elfchen, nach denen andere in stummem Weh die Hände rangen.

Im Hause herrschte gute Laune. Professor Venloo war von dem Zeugnis seines Sohnes nicht gerade entzückt, aber es genügte ihm im Grunde, daß Vitus in die siebente Klasse aufsteigen konnte. Die Mutter war mit den Reiseeinkäufen sehr zufrieden, lobte das „Judenjüngelche", Vitus' Schulkameraden Isidor Geduldig, der sie im väterlichen Geschäft erkannt und ihr eine ganz besonders gute Bedienung und Stoffauswahl besorgt hatte. „Siehst du, Vitusche," sagte sie, „ech hab immer jesaacht, Jüde sein dankbar!" Und in längerer, die kleinen mundartlichen Verirrungen ausmerzender hochdeutscher Rede setzte sie Vitus auseinander, daß dies alles geschehen sei, weil er den armen Jungen gegen die rohen Bengel Altböck und Petrsil verteidigt habe.

Susanne, die Vitus ohne jedes Verlangen, aber nicht ohne Sorge beobachtet hatte, war in letzterer

Zeit weniger seltsam, sprach manchmal ganz unbefangen mit ihm und schien zu wünschen, daß jene Nacht von ihnen beiden vergessen sei und bleibe. Dagegen hatte sie sich angewöhnt, täglich ihren Morgenschlaf zu opfern, um in die Frühmesse zu gehen und über ihrem Bett sammelten sich allerlei wundertätige Gnadenbilder und geweihte Rosenkränze mit besonderen Ablaßkräften. Ihr Gesicht war schmäler und strenger geworden. Professor Hemmerling, der öfters den Vater besuchte, sagte einmal so laut, daß Vitus es hören konnte: „Wissen Sie, Herr Kollega, daß dieses Mädchen eine klassische Schönheit ist?“ Und der Vater antwortete: „Alte gute Rasse wahrscheinlich.“

Mit Herucker war Vitus viel beisammen und sie besprachen meist die bevorstehende Abreise nach Vernauts. Vinzenz Plöchhammer ging es wieder schlechter. Er humpelte mit schmerzverzogenem Gesicht zwischen seinen Modellen herum und lag oft halbe Tage in einem Streckstuhl, den der alte Schmied fürsorglich so in die Sonne stellte, daß das Haupt des Ruhenden im Baumschatten lag. „Gelt, Buabele, du tuascht dein alten Vatter nit verlassen?“ fragte er oft kummervoll und legte die schwarze Hand auf des Sohnes Stirne. Vitus traten die

Tränen in die Augen, als er einmal Zeuge eines solchen Auftrittes war und das herzzerreißende Lächeln des von wütenden Schmerzen Gepeinigten sah. Im August sollte eine neue Operation an dem Fuß des armen Freundes stattfinden. Malzey, verwahrlost und grimmig, war fast immer da. Über seine Zukunft war noch nichts beschlossen worden. Am Tage vor der Abreise ins Oberinntal ging Vitus langsam das ansteigende Sträßlein hinauf, kletterte über die niedrige Mauer und setzte sich, nicht ohne Beben, in Kluibenschilds Gartenhäuschen. Sehr rasch kamen kleine Schritte über den Kies und Grete flog auf ihn zu, erhitzt und wild. Sie war stärker geworden, aber nicht schöner, denn der Sommer hatte ihr Gesicht mit vielen braunen Flecken gezeichnet. Ihre feuerrote Kattunbluse, die nach unten ein schwarzer Lackledergürtel abschloß, erinnerte Vitus unangenehm an jene Weiber, die abends wartend in matt erleuchteten Haustoren standen.

„Du hast mir geschrieben —"

„Ja, weil du nicht gekommen bist," sagte sie und warf den dicken rotgoldenen Zopf zurück.

Er erging sich in Ausreden, stammelte verwirrt und erwartete ihre Küsse. Ein unbestimmbares Gefühl

sagte ihm, daß dieses blutjunge Mädel ihm weit überlegen sei und einen Augenblick lang beherrschte ihn verschwimmend und undeutlich der Gedanke, als ob sie der Mann und er der weibliche Teil wäre. Da raffte er sich auf, zwang sich zu kühlerer Art und versuchte den Sieger zu spielen. Aber sie sah ihn, scheinbar hingegeben, mit ruhigen katzengrauen Augen an, nahm seine Hand und legte sie auf ihre junge Brust, herausfordernd und bestimmend. Vitus verlor sich rasch, knöpfte ungeschickt an ihrer Bluse herum, küßte den weißen Nacken, der sich willig bog, und mit fliegenden Händen, toll unter den Schauern dieses Beisammenseins, in ihren Röcken, unsicher über die Natur der glatten und rauhen Stellen, die seine Fingerspitzen zitternd berührten. Aber auf einmal fuhr er im höchsten Schreck zusammen. Schritte näherten sich. Grete ordnete flüchtig die verschobenen Kleider und sah gleichmütig dem Bruder entgegen, der auf die Laube zukam.

„Du bist es, Vitus?“ grinste Theodor Kluibenschild verlegen.

„Kommst du dann herauf?“

„Ja — natürlich — ich wollte ja zu dir. Wenn du willst, so —“ Grete unterbrach ihn.

„Er wird dann schon kommen. Wirst es schon erwarten können.“ Theodor sah sie mit einem schiefen Blick an, scharrte unschlüssig mit der Fußspitze in den Steinchen, dann zuckte er die Achseln, wendete sich und ging pfeifend den Weg ins Haus zurück.

„Aber Grete!“ wisperte Vitus in großer Angst. „Wenn er jetzt deiner Mutter sagt, daß wir —?“

Sie sah ihn unter halb geschlossenen Lidern an. „Ich fürchte mich nicht vor ihr“, sagte sie kurz.

„Nicht? Aber warum —?“ Vitus war verwirrt.

„Warum? So halt!“ Sie wurde dunkelrot.

Aber sie kamen über die Störung nicht mehr hinweg. Zudem schien es Vitus, als ob der Bruder nicht ins Haus gegangen sei, sondern sie von irgendwo belausche. Es knackte leise in den Büschen, eine erschrockene Amsel flog schrillernd und zeternd auf und der Kies knirschte. Sie saßen nicht mehr so nahe beieinander und Grete zeichnete mit der rosigen Fingerspitze allerlei auf den runden Steintisch.

„Und morgen fährst du wirklich?“ sagte sie dann.

„Ja, — mit dem Herucker nach Vernauts.“

„Geh, mit dem langweiligen Herucker! Ist dir der lieber als ich?“ „Aber Gretl!“ beteuerte Vitus, „es ist nur — weil ich es schon zu Hause gesagt

habe. Wegen seiner — — Ah!" Er machte eine geringschätzende Gebärde.

Da krähte laut und hell ein Hahn im Nachbargarten und Vitus dachte an den Herrn Jesus, den der treueste seiner Zwölfboten verraten hatte.

„Du schreibst mir aber bestimmt. Und getrocknete Edelweiß mußt du in den Brief legen. Bring mir was mit, gelt? Was machst du denn für ein Gesicht? Im Winter mußt du mit mir eislaufen, mit mir allein natürlich. Wenn ich dich mit einer anderen seh, mach ich dir einen Skandal, meiner Seel! Glaub ja nicht, daß ich mich vielleicht vor meiner Mutter fürcht; die traut sich eh nicht, mir was zu sagen. Sie weiß schon warum. Wenn sie mit mir schimpft, frag ich sie bloß, wie es dem schönen Rittmeister von den berittenen Landesschützen geht. Dann läßt sie mich gleich in Ruhe. Ich — ich hab sie gesehen mit ihm, da in diesem Häusel. Und ich hab zugeschaut. Meine Mama ist halt noch eine schöne Frau, das muß man sagen. Ganz weiß ist sie und Haare hat sie bis zu den Knien. Aber mein Haar ist auch schön und es wird vielleicht noch länger als das ihre. Aber einen Offizier möcht ich nicht. Wenn du Doktor bist, heiratest du mich sowieso und wir richten uns sehr elegant ein. Mein

Zimmer muß ganz weiß sein. Die Schlafzimmer sind natürlich getrennt und einen Diener müssen wir auch haben. Es ist ein wahres Glück, daß du reich bist — —"

Gesang unterbrach ihr Geplapper. Sie gingen beide zur Mauer und blickten auf die Straße.

Sehnsüchtig lauschte Vitus den verwehenden Klängen, die im Rauschen des Bergstromes rasch erstarben. Ein Handwerker stand in Schlapfen, die fleckigen Arme in die Hüften gestemmt, vor seinem Hause und schalt mit dem Lehrbuben, der mit dem gefüllten Bierkrug stehen geblieben war, um die singenden Burschen zu bewundern.

„Leb wohl, Gretl," sagte Vitus kühl und voll Sehnsucht fortzukommen. „Ich muß jetzt gehen!"

„Schad," sagte sie und machte ein Mäulchen.

Vitus bezwang den Widerwillen, der bei den Reden Gretes in ihm aufgestiegen war und heuchelte Abschiedsschmerz. Nun ging es schon in einem! Den Freund hatte er verraten und nun tat er so, als ob er wirklich in dies verderbte rothaarige Ding verliebt sei; sein ganzes Leben bestand aus Lügen. Er versprach ihr was sie wollte, küßte sie ohne jedes wärmere Gefühl, winkte ihr zurück so lange er ihr Tüchlein wehen sah und ging dann

sehr langsam und niedergedrückt durch die Anlagen am Inn nach dem Hause zu.

Ja, so war alles häßlich, wenn man ihm nahe kam. Wie dieses Mädel von der Mutter sprach — — Vitus scheuchte mit aller Gewalt widerliche Vorstellungen, die über das reine Bild seiner eigenen Eltern kriechen wollten —. Vielleicht war die schöne Adelheid Weinschenk, die unnahbare Königin seines Herzens auch nicht anders, erlaubte heimlich den Offizieren und Doktoren, mit denen sie auf Bällen tanzte, unanständige Berührungen und Küsse. Und er, Vitus, war dann für sie das, was der arme Herucker für die rote Grete war, die so sittsam an der Seite ihrer schönen Mutter ging, daß kein Mensch an etwas Unpassendes zu denken wagte, an der Seite der Mutter, die mit einem Rittmeister — — Grauenhaft war das alles. Er erinnerte sich deutlich an einen Ausspruch seines Oheims Otto Marlemont. Man hatte Vitus, der als kleiner Kerl in einen Festungsbau vertieft war, nicht beachtet und über Paris gesprochen. Die Mutter entsetzte sich über Geschehnisse, die sich dort zugetragen haben sollten, mit Frauen. Auch von einem Buch wurde geredet. Onkel Otto hatte gelacht und gemeint, das sei

überall gleich, nirgends besser und nirgends schlimmer, nur sei man in Paris aufrichtiger in diesen Dingen. Der Vater hatte ihm rechtgegeben und die Mutter war plötzlich zu Vitus geeilt und hatte ihn gefragt, ob er schön gespielt habe, gerade als ob sie geahnt hätte, wie aufmerksam er auf die Gespräche am Tisch der Großen lauschte. Schon damals hatte er sich verstellen können.

Als er sich dem Elternhause näherte, überkam ihn eine tiefe, hoffnungslose Traurigkeit. Immer fester wurde die Überzeugung in ihm, daß er ein schlechter und verkommener Mensch sei, ein Lügner und Betrüger. Aber war nicht die Susanne selbst zu ihm gekommen? Hatte nicht Grete ihn in die Laube bestellt? War er denn wirklich allein schuld an diesen Dingen, die nun sein Herz bedrückten? Mit einem einzigen Menschen hätte er darüber sprechen können. Mit Herucker, mit dem Freunde, den er verleugnet hatte ohne große Not.

In der Nacht fuhr er öfters aus dem Schlaf, immer mit dem Gefühl, als schleiche jemand in sein Zimmer. Als er am Morgen, für die Reise gekleidet und mit Schlaf in den Augen, ins Frühstückzimmer kam, deckte Susanne den Tisch. Da sie ihn sah, nestelte sie an ihrer Brust herum und

reichte Vitus einen kleinen geweihten Pfennig, der noch warm von ihrer Haut war.

„Bitte, nehmen Sie das, Herr Vitus," sagte sie in ihrem sonderbaren Hochdeutsch. „Das wird Sie beschützen vor Feuer- und Wassernot und vor jähem Sündentod. Alle Engel werden für Sie streiten, die Mutter Maria wird Sie geleiten, wohl in das Himmelreich, wo sind alle Menschen gleich, dort wird uns die schwerste Sünd vergeben und wir gehen ein ins ewige Leben, niemand kennt uns mehr an, was wir Schlechtes haben getan. Amen." Rasch und fest hatte sie diese Worte gesprochen und Vitus mit glänzenden Augen und verzückt lächelnd angeblickt. Dann war sie hinausgelaufen. Als Vitus von seinen Eltern Abschied nahm, klang noch immer ihre einförmige Stimme in ihm nach.

V

Als Vitus mit Johann Herucker im schaukelnden Bahnwagen saß und langsam Felder, Wälder und Berge an den Fenstern vorüberzogen und neue, noch nie gesehene Ortschaften mit spitzigen, grünen und roten Kirchturmdächern wie hübsch aufgebautes Spielzeug im breiten Tal sich zeigten, verschwanden die Erlebnisse der letzten Tage in schweigsame Tiefen. Ein dicker Handelsmann aus Hohenems blickte öfters seufzend und mißbilligend mit der Zunge schnalzend seine beiden jungen Reisegefährten an, um ihnen begreiflich zu machen, daß ihr Geplauder ihm das Zeitungslesen unmöglich mache. Sie achteten nicht viel auf solche ihnen unverständliche Äußerungen, aßen Wurst und Brot, rauchten und lachten und setzten sich beim Schaffner durch eine Virginia in höchste Gunst. In Landeck stiegen sie aus, machten einen tüchtigen Fußmarsch bis zur Pontlatzer Brücke, bei der einst so viel Blut im Geröll eines künstlich herbeigeführten

Bergsturzes und im Kugelregen der Freiheitskämpfe geflossen war und stiegen dann mit ihren schweren Rucksäcken den steilen, von windzerzausten Berberitzensträuchern eingefaßten Weg hinan, der nach Vernauts führte. Rechts von ihnen brach sich tosend und schäumend ein Wildbach im alten Bett einer Mure Bahn.

Die Gegend wurde einsam, großartig und wild. Grauer Baumbart wehte von den uralten Tannen des Bannwaldes, der den steilen Berghang im Zaume hielt, hellere Lärchen und dunkle Kiefern streckten ihre Wipfel in den tiefblauen Sommerhimmel. Schwarze Jochsalamander krochen schwerfällig, langsam die zierlichen Füße hebend, über silberschimmernde Glimmerbrocken. Ein Bussard stob mit klingendem Ruf aus einem Wipfel und flog fernen Bergen zu. An Wegbiegungen leuchtete weiß ein Ferner in das enge Tal. Die Luft wurde herb, rein und kalt.

Langsam begann sich die Last auf dem Rücken fühlbar zu machen. Herucker, der sonst als kühner Kletterer bekannt war unter seinen Altersgenossen, mußte öfters rasten und hustete krächzend. Dort oben, meinte er lachend, würde er den elendigen Husten schon los werden.

Es war spät am Nachmittag, als sie den Weiler Vernauts erreichten, der einst von den Steinbockwächtern des Kaisers Maximilian begründet wurde. Ein armseliges kleines Dorf, fünfzehnhundert Meter hoch gelegen, mit steinbeschwerten Hütten lag vor ihnen. Träumend hingen ansteigende schwarze Wälder über dem Ort und grüne, baumlose Kuppen. Ewig brauste der Bach vorbei, aber Vitus war so voll Frieden und glückseliger Ruhe, daß er Herucker dankbar die Hand drückte.

„Das freut mich, daß es dir gefällt," lachte der Freund, „aber wart nur bis du die Berge kennst, bis du die Murmeltiere gesehen hast und die sieben Wasserfälle vom Alten Mann." Er blieb vor einem recht stattlichen Hause stehen, das die Aufschrift trug: „Gasthaus zur weißen Traube."

Ein riesenhafter Mann mit einem gutmütigen Doggengesicht empfing sie. Vitus brauchte einige Zeit, um seine rauhe Mundart zu verstehen.

„So und jetzt abrasten einmal," sagte der Riese und führte sie in die zirbenholzgetäfelte Wirtsstube. „Der Bruder wird gleich kommen. Die Marie hat euch schon über den Berg kriechen gesehen und der Kaiserschmarrn ist gleich fertig. Ein Kaffee auch."

Sie setzten sich an einen klobigen Eßtisch unter dem Herrgott, den rote und gelbe Maiskolben aus dem Tale unten schmückten und machten Pläne für die nächsten Tage. Der Leo Prutzer, der Wirt und Vetter Heruckers, war ein großer Jäger und gewann Vitus sogleich für sich. Aber mitten im Gespräch wurde seine Miene ernst und er wendete sich mit einer halblauten aber wohl hörbaren Frage an Herucker:

„Aber gut katholisch ist er wohl, derselbige?" und zeigte mit der Pfeifenspitze auf Vitus.

„Ja freilich."

„Nachher ist's schon recht." Sein starr gewordenes Gesicht taute auf und er begann von Gemsen, Rehböcken und „Urmenteln" zu erzählen. Ein Mädchen, das ihm ähnlich sah, trat ein, stellte eine Riesenschüssel mit Schmarrn auf den Tisch, wischte sich die Hände an der Schürze ab und begrüßte die Ankömmlinge auf das freundlichste.

„So — das ischt die Moide — meine Schwester!" sagte Leo. Vitus sah staunend dieses gewaltige Weib an, dessen übermächtige Glieder gleichwohl äußerst ebenmäßig gebaut waren.

Unter dem golden schimmernden reichen Haar lächelte ein rosig weißes Gesicht, hübsch und ausdruckslos.

Die Schüssel mit dem reichlich gezuckerten Schmarrn wurde zusehends leer, der leichte Rotwein füllte zum zweitenmal die große Glasflasche. Vor den Fenstern war es dunkel. Zwei oder drei ältere Bauern kamen mit gemurmeltem Gruß, setzten sich in dämmerige Winkel, tranken schweigend ihren Schnaps, legten etwas Kupfergeld hin und verschwanden, wie sie gekommen waren. Gerade als die Lampe angezündet ward und gelbbrennend schaukelte und Schattenringe warf, ging die Tür auf und ein junger Mensch, halb städtisch, halb bäurisch, trat ein.

„Der Christian —" rief die Moidl. Der Ankömmling trat in den Lichtkreis und gab allen die Hand. Vitus konnte den Blick nicht von ihm wenden. Wie gebannt starrte er in dieses milde, unendlich gütige Antlitz, in die strahlenden blauen Augen. Wo hatte er dieses edelgeschnittene Gesicht mit dem blonden Vollbart, mit den natürlich gewellten Locken des Hauptes gesehen? Herucker war aufgesprungen, um den Bruder des Wirtes zu umarmen. Er küßte ihn zweimal auf den Mund und sagte dann: „Das ist mein lieber Freund Vitus und ich möchte, daß er auch dein Freund wird, Christian!" Dieser lächelte, sah Vitus lange

an und reichte ihm dann mit einer seltsam großen Bewegung die Hand: „Ich glaube schon, daß es so sein wird."

Dann setzte er sich an den Tisch, lehnte das Angebot der Schwester, ihm schnell eine Speise zu bereiten, ab und packte den kleinen Zwerchsack aus, den er über der Schulter getragen hatte. Allerlei Dinge kamen zum Vorschein, graue und rötliche Flechten, schimmernde und dunkle Gesteinsbrocken und eine sorgsam in Baumbast gewickelte versteinerte Muschel in völlig erhaltener Form. Der riesige Bruder paffte mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife und sah aus den Augenwinkeln nach der bunten Beute, die Christian mitgebracht hatte. Moidl, die nahe bei Vitus saß, so daß er die Wärme ihres Körpers fühlte, gähnte mit halbgeschlossenen Augen. „Zeit isch't's," sagte Leo und stand polternd auf. Und das war unverkennbar das Zeichen zum Schlafengehen. Irgendein leiser Hauch von Verstimmung, den Vitus zu empfinden glaubte, lag über dem Gutenachtwünschen.

Als sie eben in der geräumigen Kammer unter den schweren gewürfelten Oberbetten lagen, begann Herucker zu sprechen.

Der Christian sei in der Fremde gewesen als

Pflastergehilfe, wie andere Burschen aus dem armen Dorfe. Vor einiger Zeit sei er zurückgekehrt, habe dem Bruder erklärt, daß er nun von dem ihm zukommenden Drittel des Ertrages, den das Wirtsgeschäft abwerfe, in Vernauts leben wolle. Dem Bruder war es anfangs recht, um so mehr, als der Christian wacker zugriff. Aber dann habe es Verdruß gegeben wegen der Reden, die Christian mit den Gästen führte.

Was für Reden das gewesen seien, fragte Vitus sich schläfrig streckend.

„Du wirst noch genug Gelegenheit haben, mit Christian selbst zu sprechen," sagte Herucker. „Ich will, daß du selbst urteilst. Ich stelle ihn hoch über die meisten Menschen die ich kenne." Er hüstelte ein wenig und wünschte dem Freunde gute Nacht.

Der Schlaf kam rasch und das Toben des Baches ward zu Orgelklang. Im letzten Augenblick, eh noch das Denken sich in Traumbilder auflöste, erkannte Vitus in dem Bruder des Wirtes, unter dessen Dach er ruhte, jene Erscheinung wieder, die ihn damals in der Hofkirche so mahnend angesehen hatte, indes weinende Stimmen um Jerusalems Untergang klagten. Aus verschwimmenden Bildern wurde ein Traum und aus den Weih-

rauchwolken wuchs ein Kreuz, an dem ein bräunlicher schlanker Leib zuckte, ein Frauenleib mit kindlichen Brüsten, über die dunkle Haarflechten rannen. Das Lendentuch war blutbefleckt. Vitus wollte rufen „Susanne!“ — aber da streckte hinter dem Kreuzesstamm jener Roman Aslaz sein grinsendes Gesicht hervor, und plötzlich wuchsen noch immer Gesichter aus dem Holz wie häßliche wächserne Früchte, unbekannte Fratzen. — Vitus fuhr auf und stieß mit dem Kopf hart an die hölzerne Rückwand des Bettes. Lange hielt er sich wach, von Grauen gefaßt.

Das Geräusch plätschernden Wassers weckte ihn. Frisch und harzduftend wehte die Luft durchs offene Fenster und Herucker, der vor dem Waschbecken stand, stieß einen munteren Ruf aus, als er den Freund erwachen sah. Im goldenen Sonnenschein, im Brausen der Wälder, und in hundert wundervollen neuen Eindrücken begann dieser erste Tag einer unendlichen glückseligen Stundenreihe.

Sie holten die alten Stutzen und Vogelflinten aus dem bemalten Schrank in Leos Zimmer und schossen zur Probe nach schönen geschweiften Franzosentschakos mit kupfernen Adlern, die vor fast

hundert Jahren als Beutestücke ins Dorf gekommen waren. Sie nahmen das Pulver und Kästchen, die mit einem gekrönten N bezeichnet waren, ohne jedes Gefühl für die zerstörten Seltenheiten. Vitus half den Bauern beim Einsammeln der isländischen Flechte, die hier in Massen wuchs und faßweise in die Welt verkauft wurde. Fern, ganz fern lag eine Stadt und ein Gymnasium, war ein Elternhaus und Menschen, die in des Knaben Leben erschienen waren und Rechte geltend machten. Hoch oben in den Steinkaren schwanden Murmeltiere mit gellendem Pfiff Schatten gleich in Felslöcher, rauschten graue Schneehühner auf. Rotschnabelige Alpendohlen überschlugen sich in blauer Luft, weißseidene Apollofalter gaukelten über Speikmatten und Arnikablüten, ein Adler flog schwarz und golden den Wolken zu. Die Tage stiegen auf und gingen. Aber mit Christian kam Vitus fast nie zusammen und nur manchmal im abendlichen Zimmer sprach er mit ihm, wie mit den anderen, über die kleinen Ereignisse, die zwischen Morgen- und Abendrot geschehen waren, über Pflanzen und Tiere.

Beim alten Pfarrer, der hier in der Einöd saß und vergessen blieb, hatte Vitus mit Herucker

Besuch gemacht. Der Kaplan war auf Urlaub. Der unendlich gütige aber sterbensmüde Greis hatte die beiden mit Rotwein und weißem Brot bewirtet, mit gutmütigem Spott nach den Zeugnissen gefragt und ein paar lateinische Scherze zum besten gegeben. Mitten im Gespräch war er zu einem Versehgang geholt worden, weit ins Gebirge hinein und die beiden hörten noch lang das Glöcklein klingen, das der Mesnerbub vor den zitternden Händen hertrug, die die geweihte Speise für den Sterbenden trugen.

Von Herucker war aller Haß und alles Fahrige abgefallen. Er war ernst und still und auf seinem schmalen Gesicht lag immer ein Lächeln. Einmal stiegen sie durch den steilen Gschwendwald hinauf. Vitus sah im moosigen Geäst einer kleinen Lärche einen grauen Kauz, der ihn mit großen bernsteingelben Augen anblinzelte. Hastig hob er die leichte Flinte und schoß. Die graue Eule sah ihn wie erstaunt an, knappte mit dem Schnabel und fiel dann plötzlich, ein hilfloser Federball, ins grüne Waldmoos. Wie zur Abwehr öffnete und schloß sie die zartbefiederten Fänge und zog langsam, wie betrübt die bleiche Netzhaut über die Augen. Dann lief ein Zittern durch den Federnleib, die

scharfbewehrten Zehen krampften sich zusammen, das runde Köpflein fiel zur Seite. — — In diesem Augenblick knackte es im Holz und Christian stand bei dem toten Vogel. Er kniete sogleich bei ihm nieder, fuhr mit der Hand streichelnd über den weichen Federflaum und schüttelte leise den Kopf.

„Mußte es sein, Vitus?" fragte er sanft und eindringlich und in seinen schönen blauen Augen leuchtete Trauer.

„Es war — er saß grad so schön da — " stotterte Vitus und eine Scham, deren Grund er sich nicht erklären konnte, befiel ihn.

Christian strich noch einmal über das Eulchen und stand dann auf.

„Es ist deine Sache, Vitus," sagte er leise, „das Tierlein klagt dich nicht an, es wollte nur ein Leben erfüllen, das ihm gegeben war wie dir. Aber es war auch sein Schicksal, daß es heute beendigt werden mußte, und du warst das Werkzeug."

Sie gingen schweigend ein Stück weiter. An einer Stelle, da ein Fußpfad zur Alm abbog, blieb Christian abschiednehmend stehen und sprach, mehr zu sich vielleicht, aber verständlich genug:

„Gott hat nicht Unterschied
Es ist ihm alles ein,
Er machet sich so viel
Der flieg als dir gemein."

Er nickte freundlich und bog ab.

„Ich hab mirs gedacht, daß er etwas aus seinem geliebten Angelus Silesius sagen wird," flüsterte Herucker. „Wenn ich gewußt hätte, daß er in der Nähe ist, hätt ich dir vom Schießen abgeredet. Er leidet mit der Kreatur — sein Herz ist — — er hat das Herz des Heilands in sich." „Es tut mir selbst leid, daß ich den armen Vogel erschossen habe. Aber ich war so viel mit dem Vater auf der Jagd —. Wenn man da jedesmal — — Jetzt ist er wohl bös auf mich, der Christian?"

„O nein, Vitus, nein, er trauert nur, daß du es getan hast. Aber er wird nie mehr davon sprechen. Sprich auch du nicht mehr davon."

„Warum ist der Kaplan sein Feind?" fragte Vitus, „der Karner hat gestern zu mir gesagt, ich soll schauen, daß mich der Kaplan nicht mit dem Christian sieht."

„Der Kaplan mag ihn nicht, weil er den Leuten im Wirtshaus ‚so Sprüchlein' wie sie sagen, vorgelesen hat. Und aufgeschrieben hat er ihnen auch

manches, damit sie's nachlesen können. Da sind halt einige zum Kaplan und haben ihn gefragt, ob das auch recht sei, was der Prutzersohn ihnen da erzählt. Und der Karner, der hat so ein Sprüchel mitgehabt aus dem Angelus Silesius und hat gemeint, es sei schon ein Sinn dabei. Das aber hat geheißen:

„Ich weiß, daß ohne mich
Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zu nicht — er muß
Von Not den Geist aufgeben."

Du kannst dir denken, wie das auf den jungen Kaplan gewirkt hat. Und gar weil der Pfarrer gemeint hat, es seien doch tiefe Wahrheiten darin. Ich war zufällig dabei damals. Der Kaplan ist ganz blaß geworden und hat gesagt, da sei ihm der verrückte Geigei noch lieber, der Flechtensammler, der auf die Stadeltüren die wüstesten Gotteslästerungen schreibt, trotz aller Prügel und Arreststrafen, die er schon bekommen hat. Der Pfarrer wieder: ‚Vanitas, vanitatum vanitas! Ist das alles wirklich so wichtig, Herr Kaplan?' Darauf hat sich der Kaplan verbeugt und ist hinaus. Der Kaplan ist dann auf Urlaub gegangen, verstehst du?"

„Es ist hier auch manches traurig," sagte Vitus. „Und es ist überall das gleiche. Aber ich wollte,

ich hätte den Schuß auf die Eule nicht getan." Und er fühlte eine große Sehnsucht, dem Christian näher zu kommen als bisher.

Vom Hause kamen Briefe und Karten mit Fragen und Mitteilungen und Vitus antwortete kurz und mit Worten, aus denen seine glücklichen Tage leuchteten. Immer mehr versank alles, was talaufwärts lag. Dieses Leben hier schien ohne Ende. — —

Der Zufall wollte es, daß er ein paar Tage nach dem Schuß den Geigei traf, jenen Verrückten, von dem Herucker gesprochen hatte. Es war ein Morgen mit jagenden Wolken und kühlem Wind. Vitus trug ein neu entstandenes Gedicht Heruckers bei sich, das der Freund ihm mit der Bitte mitgegeben hatte, es in der Einsamkeit zu lesen. Er stieg in das wilde Bachbett, setzte sich auf einen schwarzen weißgeaderten Block und las:

„Und führt dein Weg dich über mein Grab,
Vergiß nicht, daß ich geliebt dich hab.
Und daß ich dich einst in Tagen der Lust
Um die Rose gebeten an deiner Brust.
Und hast du ein rotes Röslein bei dir,
Herzliebste, ich bitt dich, schenk es mir — —"

Das Gedicht tat ihm weh. Er wußte wohl, wem

die unendlich zarte Liebe des Freundes galt. Zornig faltete er das Blatt und dachte mit Selbstverachtung an die Stunden im Kluibenschildgarten und an seine Erlebnisse mit dem rothaarigen Mädchen, die ihm hier in der reinen Bergluft widerlich und unzüchtig erschienen. Die Karte fiel ihm ein, mit der ihn Grete berufen hatte und wider Willen mußte er auflachen. Trotz des Wasserrauschens hörte er deutlich ein kicherndes Echo in nächster Nähe. Er sah in die Richtung des Schalles. Da wuchs auf einem graubraunen Erd- oder Felsklumpen ein seltsam rötlicher Grasschopf und bewegte sich hin und her. Aber unter dem Schopf waren zwei flackernde Augen und ein Gesicht. Ein Mensch kauerte da, regungslos.

Vitus sprang auf und in demselben Augenblick tat der andere das gleiche. Das war der Geigei; anzusehen wie ein dürrer Baum mit grauer Rinde. Wilder rotgelber Bart- und Haarwuchs überwucherte fast das graue Gesicht. Die nackten Füße waren mit einer Erd- und Pechkruste überdeckt und in einer der beiden riesigen behaarten Hände glänzte ein Beil.

Vitus fürchtete sich nicht, aber die Nähe des Narren war ihm doch unheimlich. Er stieg die Böschung

hinauf und ging langsam den Weg zurück. Der andere folgte ihm wiederholt auflachend, blieb aber dann zurück. Als Vitus sich vorsichtig umblickte, sah er den Geigei auf einem Felsblock stehen und mit wildbewegten Armen fuchteln. Er schlich sich näher. Der Irre predigte. „Ihr Bäume, ihr Vögel des Waldes, ihr Käfer! Gott ist nichts. Gott ist ein Betrug. Ihr alle zusammen seid Gott. Da schau her, du Schwindler dort oben! Wirf herunter deinen Blitz, wenn du kannst. Ich pfeif dir auf deinen Donner und auf deine Gewalt. — Ha? Wo ist er jetzt der große Gott? Ja, wo denn? Verschlossen hat er sich. In der Kirchen hat er sich mäuserlstad verschlossen und der Gendarm muß mich halt wieder holen, damit es wieder ein Ansehen bekommt, das arme Göttle, das Gottmännle, das Kreuzkraxerle. Hehehe!"

Mit einer wilden Lache sprang er vom Stein und rannte in den Wald. Tief fuhr die Axt in den nächsten Baum. „Da — da — da hast es jetzt?" kreischte der Geigei. Vitus schlich von Baum zu Baum davon. Als ihn Herucker schüchtern, mit der schönen Scham, die in seiner Seele war, nach dem Gedicht frug, lobte er es über die Maßen. Aber er sah dem Freund nicht ins Auge. Den Vorsatz,

ihn über Grete Kluibenschild aufzuklären, führte er nicht aus, wie er sich's auch beim Abstieg vorgenommen hatte. Am anderen Tag, als er allein bei den sieben Wasserfällen des Berges saß, der den Namen „Alter Mann" führt, pfiff über ihm die Vorgeiß eines Gamsrudels. Dieser eigentümliche traurige Pfiff löste einen Tränensturz aus seinen Augen. Und gleichzeitig dachte er mit Schaudern an die Möglichkeit, daß Herucker sterben könnte.

Eines Tages übernahm es Vitus, da das ganze Haus die weitverstreute, auf kleinen und entlegenen Grasmahden einzubringende Heuernte zu besorgen hatte, dem Leo und der Moidl die Marende hinaufzutragen, einen Korb mit Ribiselwein, Ziegenkäse und Gerstenbrot. Als er nach einstündigem Weg den ersten Heustadl, die Rille, wie sie es hier nannten, erreichte, fand er die Moidl allein. Der Leo war auf die Alm gegangen, um nach dem Jungvieh zu schauen. Die blonde Riesin lachte mit weißen Zähnen, der kurze Rock flatterte um ihre nackten Waden und bei den Bewegungen der Arme und des Oberkörpers, den nur das große Hemd notdürftig verhüllte, sah Vitus den wirren Goldflaum ihrer Achselhöhlen. Sie setzten sich in den Schatten aufs Heu und aßen mit Lust. Der Wein prickelte am Gaumen

und das Heu duftete. Und als sie mit dem Essen fertig waren, lachte Moidl mit ihrem runden arglosen Kindergesicht und schlang den starken Arm um Vitus Nacken. Ganz von selbst geschah, was in der Sommerszeit mit den Waldtieren zweierlei Geschlechtes geschieht. Es war weder Sünde noch sonst Verbotenes. Als der Bruder von der Alm kam, zwinkerte er mit den Augen und da lachten sie alle drei verständnisinnig und ohne jeden Zwang zur Scham.

Die Angst, die Vitus um Herucker befallen hatte, war nicht grundlos. Am Tage da Herucker den „Alten Mann", der als unbesteigbar galt, bezwang und nach mühseliger gefährlicher Kletterei, die Vitus nicht bis zum Ende aushielt, seinen Fuß auf den Felsgipfel setzte, kam wieder einer der Boten des Todes zu ihm. Sie saßen unten im Geschröf, betrachteten stolz die winzige Steinpyramide, die Herucker auf dem Gipfel errichtet hatte und besprachen die Absendung eines Berichtes an den Alpenverein. Herucker atmete schwer nach der Anstrengung, die besonders in einem nach oben sich erweiternden Kamin übermenschlich gewesen war. An dieser Stelle war Vitus ausgeschieden, weniger geübt als der Freund und vielleicht auch ängstlicher. Gerade als sie eine grün-

rostige Spange aus Erz besahen, die Herucker etwas unterhalb des Gipfels gefunden hatte, überkam ihn ein Hustenanfall und rote Tropfen sprangen über seine Lippen. Totenbleich lehnte er sich zurück und lag lange mit geschlossenen Augen. Vitus erschrak bis ins tiefste Herz und tat alles mögliche, um dem Freunde beizustehen. Aber er erholte sich rasch und trat den Abstieg an, als sei nichts geschehen. Nur mitten in der Nacht, als sie lange schon in ihren Betten lagen, erwachte Vitus durch ein Stöhnen. Er setzte sich auf. Da klangen Worte des Schlafenden:

„Der Mund, der dich besungen
Ist mit Erde gefüllt,
Die Arme, die dich umschlungen
Sind in Laken gehüllt.
Nur in verschollenen Liedern — —"

„Weißt du es jetzt?" sagte Herucker laut, die Verse unterbrechend, aber als Vitus ihn anrief, zeigte es sich, daß er in tiefstem Schlaf lag. Drüben auf den Fichten am Hang schrie ein Kauz: „Komm mit — komm mit —" Und Vitus, von allerlei Aberglauben umsponnen deckte das Kissen über sein Gesicht und sah im Dunkeln die armen gelben Augen der erschossenen Eule.

Am anderen Tage traf er Christian plötzlich; ohne

daß er es recht gewollt hätte, ward die Sorge um den Freund zu Worten. Christian hörte ihm ruhig und unbewegten Gesichtes zu und nickte.

„Ja, Vitus," sagte er dann, „der Johann ist sehr krank. Ich glaub selber, daß wir werden müssen Abschied nehmen von ihm."

„Das ist schrecklich!" schrie Vitus auf.

„Es ist nicht schrecklich. Es ist nur eine Verwandlung," antwortete Christian mit seiner sanften Stimme. „Allerlei Wege sind es, die wir noch gehen müssen." Zärtlich betrachtete er einen schönen veilchenblauen Quarzkristall, den er aus einem Stein des Bachbettes gelöst hatte.

„Aber diese Verwandlung — das ist es. Was wird aus uns?" Eindringlich und bang klang die Frage.

„Was aus uns wird?" Christian lächelte. „Vielleicht ein paar grüngoldene Fliegen, rote Blumen, Wasserwölkchen, Staub, Luft — was immer. Ein Teil des Ganzen. Ein Teil Gottes, also Gott."

Vitus zuckte die Achseln.

„Das tröstet niemanden."

„Es muß aber trösten, Vitus. Denn einen anderen Trost gibt es nicht. Sei still — er kommt!"

Herucker trat ein, erhitzt und lachend.

„Der Geigei hält unten eine Rede an die Hühner.

‚Eierlegende Götter!‘ hat er gesagt. Ist das nicht großartig? Leider hat ihn der Höllriegel davongejagt, wie er im besten Predigen war. Aber ein Narr ist er, der Kerl!“

„Die Türken sagen von solchen Menschen, daß ihr Verstand bei Gott sei,“ erwiderte Christian, „das ist gut gesagt und es klingt milde. Wollt ihr meine jungen Falken sehen?“ Sie gingen voll froher Neugier mit ihm und versäumten fast das Mittagessen über drei junge Turmfalken, denen Christian mit einem Stäbchen rohes Fleisch in die aufgesperrten Schnäbel steckte. Er hatte den zerstörten Horst in der Krone eines gefällten Baumes gefunden. Drei von den fünf Jungen lebten. Nun hielt er sie auf dem offenen Söller des Hauses, hoffend, daß die Mutter durch das Geschrei der Gelbschnäbel angelockt würde und sich ihrer annehmen könne. Bis dahin betreute er die ewig hungrige Brut.

Vielfach aber war Vitus mit sich allein und erlebte manche Wandlungen seines Inneren, ohne es zu wissen. Die Natur selbst hielt ihn in ihren Armen und drückte ihn an ihr dampfendes Herz. Die Wasserstaubwolken, die aus dem zischenden Sturz der Wasserfälle oben in den Winden auf-

stiegen, die blauen Glocken des Enzians, der Silberglimmer, aus dem dunkelgrüne Kristalle blickten, die kletternden und kullernden Eichhörnchen und das brüllende Almvieh, das alles brachte ihn auf eine unerklärliche freudige Art in Gottnähe, und die Reinheit alles Lebens um ihn säuberte seine Seele von Unreinem aller Art. Bloßen Hauptes ging er unter Thors Blitzfeuern und rollenden Hammerwürfen im Sturzregen der Berggewitter, sah brüllende lehmbraune Muren mit hausgroßen Steinblöcken Fangball spielen und begegnete feurigen Männern im nächtlichen Wald. Furchtlos ging er auf die bläulich glimmenden Gespenster los und atmete den Schwammgeruch verwesenden Holzes ein, ohne Ekel legte er sich, dem Beispiel des Geißbuben folgend, unter zottelhaarige Ziegen und trank aus ihren warmen scharfriechenden Eutern.

Aber oft trat ein seltsames Grauen vor der Zukunft in sein Herz, eine namenlose Angst vor dem bevorstehenden Eingang in das alte Leben. Beklemmend und ungeheuerlich, unwahrscheinlich naturwidrig und unberechtigt traten bildhaft Vorstellungen des Gewesenen auf, erschien das gelbe Gesicht des Professors Karfreiter, der Ringellöckchenschädel Altböcks, die staubigen muffelnden Schulzimmer

und der Tintengeruch der Bänke. Vitus war es, als könne er das nicht mehr, nie mehr ertragen, und mit Gewalt suchte er sich mit dem Gedanken zu trösten, daß Baldur ja sterben müsse, schneller noch im Hochgebirge als im breiten Inntal unten, und daß es dann gut sei bei den Bratäpfeln am Ofen. Uralte Kindheitserinnerungen quollen auf und das Bild der Mutter, von frühreifen Erfahrungen mit anderen Frauen verdrängt und verzerrt, schien in aller Süße zu lächeln und der liebe Mund, der in den Tagen der Unschuld des Knaben ein sprudelnder Quell von Märchen und holden Liedern gewesen war, sprach leise, dicht am Ohr. „Vitus!" Ach, der seligen Tage, in denen Feuerkobolde im winterlichen Ofen pfiffen und mit roten und gelben Spitzmützen hinter dem Gitter tanzten, der stillen Dämmerstunden beim Flockenfall, in denen klein und bunt der tapfere Zinnsoldat, der eiserne Heinrich, die Gänsehirtin am Brunnen, Königstochter und Jägersmann im hellen Lampenkreis sich zeigten. Da ward es Vitus, als habe sein Herz Flügel bekommen und wolle flatternd der Brust entfliehen zur Reise ins Land Vergangenheit, in die seligen Gärten der Reinheit — zur Mutter nach Hause.

Aber dies waren einzelne Stunden von vielen und Märchen gab es hier auch und Geheimnisvolles genug. Einmal gingen die Freunde abends am letzten Hause des Dorfes vorbei und da stand ein altes Weiblein und goß Milch auf die schwarze Erde. „Frag sie!“ raunte Herucker und Vitus tat es. „Eine hohe Frau kommt in dieser Nacht im goldnen Wagen und zwei weiße Katzen ziehen ihn. Für die ist die Milch!“ sagte die Alte feierlich. „Man darf ihrer nicht vergessen!“ In der Spinnstube, in der noch ein Kienspan im eisernen Halter leuchtete, erzählten sie bei den schnurrenden Rädern und hielten Heimgarten. Vom „Höllbrand und Haderbrand“ gab es einen Sang, die unwissend, daß Vater und Sohn sich gegenüber stünden, grimmen Kampf anhuben. Die Schauer der uralten Zeiten, die hierher geflüchtet waren und noch immer in Lied und Wort lebten, regten Vitus auf. Als sie einst einen Opferkessel aus Stein entdeckten, in den Runen gehauen waren, bemerkten sie deutlich an Blicken und unfreundlichen Worten befragter Bauern, daß hier noch nicht alles vom Weihwasser versengt worden war, sondern heimlich weiterglomm und verborgen bleiben wollte. War es Zufall, daß auf des Geigei elender Hütte ein

bleicher Pferdeschädel den Giebel schmückte? Oder nur Eigensinn, daß die Bauern seit einem Jahrhundert sich weigerten, ein seltsames menschenähnliches Steingebilde, das in die innere Kirchenwand gemauert war, entfernen zu lassen? Der alte Pfarrer hatte den Kampf darum längst aufgegeben, aber die beiden Werkleute, die der Kaplan auf eigene Faust aus dem Tal hatte kommen lassen, die Gestalt aus der Mauer zu brechen, mußten vor dem Beil des schäumenden Geigei und vor anderen Männern, die herbeieilten und sich drohend gegen sie stellten, entfliehen. Es sang der Wind, der vom Joch kam, allerlei in der Jünglinge Ohr. In ihren Seelen war eine große Sehnsucht, etwas von den Schätzen der Vorzeit zu heben, die hier verschüttet waren und nur manchmal wie ein vergrabener Schatz glimmerten. Aber so gern man die beiden „Studenteln" auch hatte, bei allen Fragen nach solchen Dingen entstand restloses und eisiges Schweigen um sie. Vitus' Haut wurde braun und seine Muskeln härteten sich. Manchmal verbrachte er Nächte mit Leo im Walde an lodernden Feuern, um die Frühpirsch auf Gemsen nicht zu versäumen. Sie sahen sie oft hoch oben auf Grasbändern und im unzugänglichen „Gamsgarten" des Alten Mannes,

aber der Schuß wollte nicht glücken. Viel Wild gab es nicht in Vernauts. Einmal trafen sie auf die starke Fährte eines Bären, der über den Gletscherschnee ins nahe Graubünden gewechselt war.

An einem Morgen sah Vitus durch den Spalt der offenen Tür die Moidl in ihrer Kammer. Die Riesin stand mit starrenden Brüsten nackt vor einem Schaff mit Wasser und ihr goldfarbenes Haar wehte wie eine schwere Fahne im scharfen Luftzug des offenen Fensters. Sie zog langsam, Stück für Stück, ihren steifen Kirchenstaat an, denn es war Sonntag, legte ein sauberes Taschentuch aufs Gebetbuch, netzte die Stirn mit Weihwasser und ging breithüftig und stattlich der Kirche zu, aus der die hohlen Töne der kleinen Orgel riefen. Vitus folgte eine Weile später hinterdrein, hörte dem pfeifenden Wispern des alten zahnlosen Pfarrers zu und sah, wie andächtig sie betete, unter dem abgearbeiteten und armseligen Weibervolk die Schönste und Kräftigste, und wie ihre Blicke immer wieder auf das lockige, segnende Jesuskind fielen, das den Altar schmückte. Am Nachmittag, als er mit der Flinte im Bergwald herumstieg und nach dem Habicht fahndete, der die Hühner aus den Höfen griff, war es ihm, als sei das Erlebnis mit

ihr ein Traum gewesen und gar nicht wirklich. Kein Flecken war auf ihn gefallen, kein Brennen oder Bereuen zurückgeblieben. Er griff mit beiden Händen ins feuchte Waldmoos und lächelte vor sich hin. Frei und froh fühlte er sich — alles war hier anders und selbst der Geruch des Weibes, das ihn oben im Walde umarmt hatte, unterschied sich nicht von dem der Erde, des Heues oder der Ziegeneuter. Dies war alles eins und dasselbe, wie Berg, Wolken und Bäume. Ein Atemzug der Natur, ein Schritt, eine Bewegung, ein Trunk — Sein ohne Denken, Leben ohne Last.

Herucker erholte sich rasch von dem Anfall, den die Überanstrengung des Kletterns ausgelöst hatte. Manchmal gingen sie jetzt zu dritt, als Schüler fast, mit Christian, der ihnen aus seinem Leben erzählte. Vitus verstand wenig von den Fragen, über die Christian eindringlich sprach, wenngleich es auch ihm einleuchtete, daß viel Unrecht in der Welt sei und daß die Güter dieser Erde mit großer Ungerechtigkeit verteilt seien. Dennoch konnte er in solchen Stunden ein leises Gefühl der Feindseligkeit gegen den weit gewanderten Pflasterergehilfen Christian Prutzer kaum unterdrücken. Aus einem alten Patrizierhause stammen, das seine Über-

lieferungen hatte, erschien ihm berechtigten Stolzes wert. Daß im Hafen von Stambul Lastträger gegen ein Entgelt, das ihnen das dürftigste Leben von Tag zu Tag sicherte, Sklavenarbeit taten, daß Kesselschmiede taub wurden und Setzer an Bleivergiftung starben, deuchte ihm ebenso unabänderlich zu sein, wie die Kiefernekrose der jungen Mädchen, deren Schicksal es war, Zündhölzer mit Phosphorköpfchen zu versehen oder wie die Möglichkeit, daß Kreissägen und Zahnräder Menschenglieder zerreißen. Irgend jemand mußte in stinkende Kanäle steigen, irgendwer Ziegel auf den Bau tragen oder in schwarzer stickiger Tiefe Kohle hauen. Vitus fand es von Herucker lächerlich, daß er halbe Nächte lang mit tiefer Trauer von den Dingen sprach, die Christians Herz bewegten. Ja, es deuchte ihm fast ungehörig, daß ein Pflasterergehilfe aus eigener Kraft sich soviel Wissen aneigne, wie dies Christian zu tun vermocht hatte. Alle Triebe ererbten Blutes und überkommenen Stolzes bäumten sich in ihm gegen den Gedanken auf, schmutzige und übelriechende Menschen von rohen Gebärden und derbem Benehmen als Brüder anzuerkennen, wie dies Christian zu verlangen schien. Aber dennoch konnte er einem ahnenden Grauen, einem unheimlichen

Gefühl nicht entrinnen, als Christian nach einem hitzigen Wortgefecht still und sanft zu ihm sagte: „Du mußt noch einen langen Weg machen, Vitus, und du wirst viel lernen müssen, bist du deinen Stolz überwunden hast. Und es tut mir leid, daß dir das noch bevorsteht.“ Dann aber tröstete und stärkte ihn die Erinnerung an die schneeweiße Halsbinde und das unnahbare Gesicht seines mütterlichen Großvaters Marlemont und an die stolzen strengen Züge des Bildes, das den Alderman Veit Pieter Venloo aus Brügge darstellte, jenes Venloo, der nur auf Silber aß und dem auch damals als der Herzog von Oranien sein Gast war, zuerst die Schüssel gereicht wurde als dem uneingeschränkten Gebieter des Hauses. Und an einem Tage, einem der letzten seines Urlaubes, hob sich aus den Nebeln, mit denen dieser glückliche Bergsommer alles vorher Gewesene überzogen hatte, scharf, deutlich und unvermittelt das Bild der Eltern und des Heimatshauses. Über die offenherzige Miene Vitus' zog ein leichter hochmütiger Schatten und seine Sprechweise wurde kühl und höflich. Herucker sah ihn befremdet an und in Christians Auge dunkelte stilles Leid. Am selben Abend, in der nachdenklichen Einsamkeit des Bettes, nahm die Verhärtung in des

jungen Venloo Gemüt zu. Es war ihm, als hätte er leichtfertig Verrat an seiner Sippe verübt und seines stolzen Geschlechtswappens mit der rot und weiß geteilten Rose unter dem turbangeschmückten Helm vergessen. Christian hatte viel verloren in seinen Augen und das Wort „Sozialdemokrat", eine in Vitus' Kreisen nur mit Widerwillen und verächtlicher Feindseligkeit gebrauchte Bezeichnung für eine aufrührerische, neidische und unverschämte, dabei von Natur aus tiefstehende Menschenklasse, stand wie ein schreiend rotes Siegel auf jenes Stirn gedrückt, wie ein warnendes Mal. Auch Heruckers Liebe zur rothaarigen Gretl, die sich ihm, Vitus, dem Abkömmling einer Herrenkaste, freiwillig an den Hals geworfen hatte, ward ihm zum Schandzeichen unedler und knechtischer Abkunft. Wie ein schmerzliches Erwachen waren diese Gefühle und die plötzliche Erkenntnis, daß er sich ahnungslos und freimütig einer wenn nicht gar feindseligen, so doch völlig wesensfremden Gemeinschaft hingegeben hatte. Aus diesen Gedanken, gegen die ein unbewußtes, empordrängendes Gerechtigkeitsgefühl nicht aufkam, fiel ein häßliches und entstellendes Licht auf alle Erlebnisse dieses eben noch so schönen, jetzt anders erscheinenden Sommers.

Die Liebkosungen der Bauernmagd, die Geistergeschichten der Spinnstube, das irrsinnige Gehaben des Geigei, der alte Pfarrer, der nach schlechtem Tabak riechende und den Fußboden bespuckende Leo, das alles wurde widrig und unausstehlich. Onkel Marlemont stand zu Häupten des Bettes, wedelte mit seinem wohlriechenden Taschentuch und zündete eine Zigarette aus Kairo an. „Was ist dir denn eingefallen? Wie kann man sich denn mit solchen Leuten einlassen?“ Und die Stimme der Mutter sprach sanft und eindringlich, daß dies kein Umgang für Vitusche wäre. Die bösen Mächte, die immer auf dem Grund des Bechers bitteren Geschmack zu mischen verstanden, fanden Vitus auch hier wieder. Immer kamen diese Stimmen, immer lachte und höhnte es ihm nachträglich in die Ohren und alles, was köstlich schien, ward zur Bitterquelle. Mit einem schweren Seufzer und mit dem trübseligen Entschluß, in zwei Tagen abzureisen, schlief er ein.

Am anderen Morgen mußte er an den kleinen Kay in Andersens Märchen denken, dem winzige Splitter des Teufelsspiegels ins Auge und ins Herz gefallen waren. Das Auge sah nur mehr Fehler, das Herz war zu einem Eisklumpen erstarrt. So meinte er

nun, in Christian einen halbgebildeten Wichtigtuer erkannt zu haben, der sich in einer Erlösermaske gefiel, dessen ganze Kunst im Auswendiglernen von Bibelworten und Sprüchlein des alten Schlesiers bestand. Und doch sprach eine leise Stimme in ihm dagegen.

Die letzten zwei Tage vergingen bei solcher Meinung freudlos und ein rauschender Landregen, der in geraden Schnüren auf neblige Wälder und steinbeschwerte Schindeldächer rann, machte auch den Abschied von der gütigen und großen Bergnatur leicht. Die Herzenshöflichkeit, die Vitus eigen war, ließ ihn aber doch gute und glatte Worte finden und sein Dank an Herucker, Leo und Moidl klang so echt und innig, daß den dreien die hellen Tränen in den Augen standen. Nur Christian blickte ernst, wenn auch mit unverminderter Güte. Er, sein Bruder und Herucker begleiteten den Scheidenden ins Tal zu der Haltestelle der Eisenbahn. Der riesige Bauer umarmte und küßte Vitus, der nicht ohne Rührung sah, wie lieb ihn der gewonnen hatte. Herucker sollte in drei Tagen auch wieder zurück, und so gab's keinen großen Abschied. Als Christian die Hand des Einsteigenden ergriff, sagte er: „Leb wohl, Vitus, wir sehen uns wohl einmal wieder

und dann werden wir uns besser verstehen!" Diese Worte verrieten allzugut, daß Leos Bruder wohl gefühlt hatte, was in Vitus vorgegangen.

Und dann glitten die Gesichter vorbei, die winkenden Hände und allmählich auch die bekannten Umrisse der bekannten Berge. Als Vitus den Hut ins Gepäcknetz legte, sah er, daß dieser ohne sein Wissen mit zwei scharlachroten Nelken geschmückt worden war, mit Nelken, deren Stiele zierlich mit Schleifen aus blitzendem Silbergeflitter umwunden waren. Zwischen Blumen und Hutband stak ein Zettelchen. Er bog es auf und las. „Schön war der Traum der Sommerszeit —"

Das war nun ein Bauernmädchen — — —

VI

In den nächsten Tagen, nach dem geruhigen Sichwiederfinden in gewohntem Behagen des warmen Nestes, brachen schwere Unruhen in der sonst so stillen Bergstadt aus. Soldaten vom 11. tschechischen Infanterieregiment hatten Streit mit Handwerkern gehabt und ein Unbeteiligter war an einem Bajonettstich gestorben. Die gewohnte Weise, mit der man das buntscheckige Reich durch Einlegen stockfremder Truppenteile in andersprachige Städte vor jedem Aufmucken einzelner und vor dem Bewußtwerden des Volkstums bewahren wollte, bestand seit langem nur mehr in einer künstlich genährten Feindseligkeit aller seiner Völker untereinander. So hatte man eine ziemliche Sicherheit, daß Ungarn auf Nichtungarn, Deutsche auf Nichtdeutsche, Tschechen auf Nichttschechen gegebenen Falles mit Begeisterung schießen würden und als köstlichen Besitz besaß man immer noch die neu aufgestellten bosnischen Regimenter, deren halbwilde Soldaten jeder-

zeit die Rolle der Kroaten von 1848 übernehmen konnten.

Trotz des windgepeitschten Herbstregens waren die Straßen von Menschen erfüllt, von braven Tirolern, die nur den recht bescheidenen Wunsch hatten, mit der Bestrafung des betrunkenen Bajonetthelden eine kleine Genugtuung zu erhalten. Weiter gingen damals die Gedanken kaum. Die Aufregung, die jede Massenansammlung mit sich bringt, wurde freilich noch gesteigert durch hochmütige, befehlshaberische Erlässe des Korpskommandanten, dessen persönlicher Dünkel auch in gerechter Erregung Hochverrat und unerhörte Auflehnung witterte. Trotz aller Verbote trieb sich Vitus, fiebernd vor Erregung in den menschenerfüllten Straßen herum, hörte den Reden wütender Fleischhauerknechte und Schmiedegesellen zu und haßte mit ihnen den Hauptmann und die Offiziere, die vor den feldmäßig ausgerüsteten Kompagnien der Tschechen bedrohlich und mit jenem billigen Heldenmut, den bewaffnete Truppen unbewehrten Volksmassen gegenüber gerne zur Schau tragen, die Schnurrbärte streichen. Er sah in die gleichgültigen breitnasigen Slawengesichter der Soldaten mit ihren dunkelblauen Röcken und hellgrauen Aufschlägen und erkannte plötzlich in einem

„feschen" (ein Wort, das ihm immer weh tat) Oberleutnant jenen verhaßten Menschen wieder, der mit überhöflich verdrehtem Oberkörper und spitzen Lackschuhen Sonntag an der Seite Adelheids und ihrer Mutter zu wandeln pflegte. Das Murren der Menge wuchs. Auf einmal, man wußte nicht woher, flogen Steine und Erdklumpen. Vitus bückte sich rasch, griff nach einem Brocken und warf. Das halbweiche Stück gelöschten Kalkes flog über die Köpfe der Vornestehenden und traf den lächelnden Oberleutnant, der sich zierlich auf die gebogene Klinge des Säbels stützte, kräftig unterhalb des Kragens auf die Brust und zerbrach dort als weißer Brei. Ein brausendes Gelächter ging durch die Angesammelten. Eine kreischende überschnappende Stimme schrie: „Fertig!" Rasselnd im Takt flogen die Gewehre von den Schultern und lagen wagrecht. Dumpfes Brausen verhaltener Wut dröhnte auf. Da sprang zwischen Soldaten und Volk ein Mann, hielt dem Hauptmann einen Zettel unter die Nase. Der zuckte wild die Achseln und schrie mit rotem Kopf neue Befehle. Die Gewehre wurden geschultert, die Linie schwenkte in Rotten ein und die Tschechen marschierten ab. Aber im Nu erschienen hinter den schwindenden Reihen hechtgraue

Kaiserjäger und gleichzeitig stiegen begeisterte Rufe auf, die der einheimischen Truppe galten. Es kam zu nichts. Die Leute verliefen sich und die Jäger konnten sehr bald in ihre Kaserne abmarschieren.

„Bravo, Vitus!" rief einer halblaut neben ihm. „Gut hast du den frisierten Affen getroffen!" Er wandte sich jäh. Ein rußiger Schlosser oder Schmied stand vor ihm, die Ärmel aufgestreift, einen schweren Pflasterstein noch in der Hand haltend. Dieser junge Schmied trug einen Zwicker und als ihn Vitus genauer ansah, war es Malzey.

Während sie im Zuge der sich zerstreuenden Menge der Triumphpforte zuschritten, erzählte Malzey, daß ihn sein Vater kurz nach Vitus' Abreise aus dem Hause gewiesen habe. Seinen sonderbaren Äußerungen nach war die Grundursache ein sehr häßliches Zusammentreffen von Vater und Sohn im Zimmer der dicken Köchin gewesen, dem ein nächtlicher Auftritt mit der herbeigeeilten Mutter folgte. Der Landesgerichtsrat versuchte mit wenig Glück das Ganze als einen planmäßigen und nunmehr geglückten Versuch darzustellen, den ungeratenen Sohn auf Abwegen, deren er längst verdächtig war, abzufassen. Aber in ihrem Schrecken hatte das heulende Mädchen Äußerungen getan, die in

der empörten Hausfrau ganz andere Vermutungen hervorriefen. Nach langen, die halbe Nacht währenden Zänkereien und gegenseitigen höchst ekelhaften Vorwürfen hatte sich das Elternpaar dahin geeinigt, daß sowohl der Sohn als auch das Mädchen sofort das Haus verlassen mußten. Die verschüchterte und in ihrer Beschämung hilflose Köchin fügte sich wortlos und verschwand am anderen Morgen, ohne auch nur den gebührenden Lohn bekommen zu haben, was die Frau Landesgerichtsrätin in erheblich bessere Laune versetzte. Aber der Junge nützte seine verzweifelte Lage wenigstens so weit, daß er mit kalter Ruhe den Alten nötigte, wenigstens zu seinem Eintritt als Schmiedelehrling seine Einwilligung zu geben und sich zur Zahlung seines Lehrgeldes zu verpflichten. Und so war er endlich beim alten Plöchhammer im sicheren Hafen gelandet und befand sich wohl dabei. So sagte er wenigstens. Vitus, der anfangs heftiges Mitleid mit dem Freunde empfunden hatte, fühlte sich nun bedrückt durch die Gleichgültigkeit, mit der Malzey den jähen Sturz in eine tiefere Gesellschaftsschicht erlebte. Ihm erschien dieses Schicksal als etwas Furchtbares und geradezu Brandmarkendes und ein unbewußter Hochmut spannte sich

zwischen ihm und dem angehenden Handwerker aus wie eine Scheidewand. Er begann nach rechts und links verstohlene Blicke zu senden, ob ihn wohl nicht Bekannte mit dem Burschen im Lederschurz und den vertretenen Schlapfen sehen könnten. Und bei der ersten Seitengasse verabschiedete er sich hastig, den sonst so schlagfertigen Genossen ganz verdutzt stehen lassend. Nicht einmal nach dem Befinden des kranken Vinzenz hatte Vitus gefragt. Im Hause warteten verdrießliche Gesichter auf ihn. Die Mutter hatte beim Wegräumen seiner Sachen den Zettel Moidls in seiner Westentasche gefunden und der Vater unterzog ihn einem Verhör, gleichzeitig einen scharfen Verweis wegen des Gassenlaufens bei den Unruhen aussprechend. Professor Venloo sprach erregt und kurzatmig. Auch mit den Mägden hatte es Verdruß gegeben. Die Köchin war ins Zimmer gekommen und hatte erzählt, entweder müsse Susanne aus dem Hause, oder sie, die Köchin, ginge. Sie könne nicht ihre halbe Nachtruhe opfern, weil die andere stundenlang mitten im Zimmer knie und Gebete plappere. Mühsam wurde die Sache beigelegt. Vitus sah aus einem Winkel, wie die Mädchen sich zögernd versöhnten, der Herrschaft zuliebe, und bemerkte, wie schmal und

scharf die Züge Susannens geworden waren und wie dunkel ihre Augen aus tiefen Höhlen brannten.

An einem Novembertag, nach einer üblen Prüfung aus dem Griechischen, kam Vitus nach Hause. Er hatte sich nicht viel gedacht, als er nahe der Gartentür einen sonderbaren schwarzen Wagen stehen sah. Es war kalt und durch die entlaubten Bäume rieselte dünner Schnee. Als er ins Haustor trat faßte seine Mutter, die offenbar angstvoll auf ihn gelauert hatte, nach seinem Arm und zog ihn, bevor er noch eine Frage formen konnte, in die kleine Kammer, die zur Aufbewahrung allerlei Geräte diente, schlug die Tür zu und drehte den Schlüssel um, so daß er gefangen war. Atemlos vor Schreck lauschte er schrillen jammernden Tönen, die aus dem ersten Stockwerk zu kommen schienen und bald in ein wildes tierhaftes Kreischen übergingen. Grobe dunkle Männerstimmen brummten dazwischen, Türen schlugen und Möbelstücke stürzten polternd, daß das Haus erbebte. Unsagbares Grauen vor dem Unbekannten und Furchtbaren, das da vorging, legte sich lähmend um seine Glieder. Dann kam es die Treppe hinunter, stapfend, mit großen Stiefeln, dazwischen ein häßliches Scharren, Schleifen und erstickes Stöhnen.

Mehrere Menschen polterten an der Tür vorbei, er hörte die Mutter laut weinen und die Köchin aufschreien. Die Haustür ging. Alles war still und nach einer Weile fuhr ein Wagen eilig davon.

Da drehte sich der Schlüssel. Tränenüberströmt stürzte die Mutter herein und umschlang ihn mit beiden Armen. Die alte Köchin nahm seine Hand und küßte sie immerzu und der Vater stand mit aufgerissenem Kragen und schwer nach Atem ringend und sagte heiser: „Nun, nun — Gott sei Dank, daß es so abgegangen ist. Nun, beruhige dich doch, Liebchen!“ Und dann erfuhr Vitus, was vorgegangen war. Susanne hatte sein Zimmer aufgeräumt, wie alle Tage. Als sie zu anderen Dingen benötigt wurde und übermäßig lange ausblieb, ging die Mutter hinauf. Die junge Magd stand verzerrten Gesichtes vor seinem, Vitus' Bett, mit einem großen, scharfgeschliffenen Fleischmesser in der Hand. Auf die entsetzte Frage der Hausfrau, was sie da mache, erklärte sie in seltsamen und gewundenen Ausdrücken, daß ihr nachts die Muttergottes erschienen sei und ihr befohlen habe, zu ihr in den Himmel zu kommen und Vitus mitzubringen, damit er von Sünden und Höllenstrafen

erlöst sei. Vitus würde ja bald zurück sein, und dann müsse das Opfer vollbracht werden.

Die Muttergottes wolle es so. Die zu Tode Erschrockene hatte Geistesgegenwart genug, ruhig hinauszugehen und die Tür zu versperren. Dann lief sie zu ihrem Mann und die Köchin rannte, so schnell sie mit ihren Gichtbeinen konnte, ins Spital, um Irrenwärter zu holen. Bevor aber die kamen, begann Susanne zu toben, rüttelte an der Tür, schrie und heulte. Dann wurde sie ruhiger und fing an, wie man durchs Schlüsselloch sehen konnte, Kissen und Decken zu zerschneiden, indes sie Gebete murmelte und mit den Zähnen klapperte. Als die Männer kamen und die Tür öffneten, war sie zuerst ruhig, bis ihr ein Mutiger mit raschem Griff die Mordwaffe entwand.

Dann begann das wütende Ringen, in dem es den drei Männern und Professor Venloo nur mit äußerster Mühe gelang, das rasende Mädchen zu überwältigen und in die Zwangsjacke zu schnüren. Die Mutter wartete indessen mit wildpochender Angst auf den heimkehrenden Sohn, um ihn vor allem in Sicherheit zu bringen. Und jetzt war, Gott sei Dank, das Entsetzliche vorüber.

In den nächsten Tagen mußte der Vater das Bett

hüten und Doktor Hundertpfund hatte kopfschüttelnd die Zuziehung des Professors Dr. Nigg, eines Herzspezialisten, veranlaßt. Die Angst um den Vater, den die Aufregung niedergeworfen hatte, überwog die bangen Selbstvorwürfe, die auf Vitus einstürmten und sich bis zum drückendsten Schuldgefühl verdichteten. Mehrmals war er im Begriff der Mutter alles zu gestehen, was zwischen ihm und dem Mädchen vorgegangen sei. Erst eine zufällig erlauschte Äußerung des Arztes, daß die Untersuchung erbliche Belastung durch geisteskranke Vorfahren und eine seit langer Zeit schon dauernde frühe Erkrankung der Magd ergeben habe, brachte ihm etwas wie Befreiung von stummer Selbstqual. Es dauerte lange, bis er ohne Angst und ohne Schreckbilder einschlafen konnte, und mehr als einmal fuhr er auf beim eingebildeten Geräusch schleichender nackter Füße und leisen Kleiderrauschens in seinem Zimmer.

Als der Vater wieder auf war, widerfuhr es Vitus, daß der alte Arzt ihm einen heimlichen Wink gab. Beklommen folgte er ihm in den Garten.

„Junger Herr," sagte der weißhaarige Doktor und nahm eine Prise aus der Schildpattdose. „Es hört uns doch niemand? Nein? Der Frau Mama mag

ich nichts sagen. Also sag ich's Ihnen. Der Vater ist leider schwer, sehr schwer krank."

„Gefährlich, Herr Doktor?" stammelte Vitus angstvoll. Der Arzt wiegte den Kopf.

„Es ist ein schlimmes Herzleiden, eines von jenen Leiden, bei denen unsere Kunst machtlos ist. Aber es kann wohl noch eine Weile dauern. Das, was ich Ihnen sagen möchte, ist dies: denken Sie in jeder Minute daran, Ihrem guten Vater nur Freude zu machen. Mit jedem Kummer, und sei er noch so geringfügig anzuschauen, den Sie ihm bereiten, schlagen Sie ihm einen Nagel in seinen Sarg. Und das würde Ihnen, wenn Ihr Vater einmal nicht mehr ist, bitter weh tun. Das kehrt dann alles wieder und peinigt und jede Reue kommt zu spät. Haben Sie mich gut verstanden? Nun, weinen Sie nicht — seien Sie ein Mann, denken Sie daran, daß die Zeit kommen kann, in der Sie schon Ihrer edlen Mutter zuliebe — ein ganzer und reifer Mann sein müssen. Über Nacht vielleicht, Herr — Vitus heißen Sie, nicht wahr?" Vitus wischte mit der Hand die Tränen fort, die ihm unaufhaltsam über die Wangen rannen. Er konnte nicht sprechen.

„Seien Sie nicht zu traurig und lassen Sie ja

nichts merken — vor der Mutter schon gar nicht. Der Herr Vater — leider! der weiß nur zu gut, wie es mit ihm steht. Und wenn er es nicht weiß, er fühlt es, wie jeder Schwerkranke es schließlich fühlt. Trocknen Sie Ihre Tränen. Am Ende eines jeden Lebens, es sei nun schön und reich oder armselig und trüb gewesen, steht der Tod. Omnes eodem cogimur — — Denken Sie manchmal an den Trost, den einzigen, den Ihnen ein alter Mann und Arzt geben kann. Leben Sie wohl und seien Sie recht tapfer. Es ist Ihre Pflicht, tapfer zu sein!" Er nickte freundlich und ging.

Vitus setzte sich in das dürre Gerank der Geißblattlaube, die so süß duftete in den vergangenen Sommertagen und sah stumm und tränenlos zur Erde. Auch hier war Tod. Ein kleiner Buchfink lag mit erloschenen Äuglein und schiefem Kopf, die zierlichen Zehlein verkrampft, auf dem Kies. Die Eule fiel ihm ein, die nach seinem Schuß in Vernauts ins Waldmoos gefallen war, und wieder hörte er die sanfte Stimme Christians, der von der Verwandlung sprach und sagte, daß es keinen anderen Trost gebe als den des Wissens um die Auflösung im All. Schneesternchen setzten sich als zierliche, von der Hand des großen Gottes gesandte

Gebilde auf seinen Rock und frierende Spatzen im Strauch trauerten um Baldurs Tod. Schon jagte der Hetzhund des nahenden Winters, der kalte Nord, winselnd und vor Mordlust heulend durch elende Rutenbesen, auf denen weiß und blau, betäubende Düfte aussendend, Fliederkerzen und frischgrünes Laub gewesen waren. Im Springbrunnen, der so verträumt in Sommertagen sang und plätscherte mit fallendem Strahl, lag Stroh gehäuft und Stroh deckte die Rosenkronen, die zur Erde gebeugt waren. Und aus schönen traurigen Augen fragend kam langsam und wedelnd die schwarze Hündin Miß geschlichen und legte den feinen Kopf auf seine Knie. Der Winter, der grausame Winter war nahe. Vitus grub ein Loch in das Beet vor der Laube und bettete den kleinen Leichnam hinein. In der Schule wurde sein verändertes Benehmen zuerst offenbar. Er war fleißig und genau und vermied die Gesellschaft der Hercynen. Allmählich zogen sich die ehemaligen Freunde von ihm zurück und Spadini beehrte ihn mit Witzen, die sein in diesen Kreisen nicht sehr hoch geschätztes Musterknabentum bespöttelten. Dagegen stieg er in der Gunst des Professors Karfreiter und des Direktors. „Sehr brav ist er jetzt, der Vitus, sehr brav!"

meckerte der Krax, als er Professor Venloo im „Deutschen Kaffeehaus“ traf, „bin recht zufrieden.“ Der Vater hatte ihn mit offensichtlicher Freude belobt und sein Taschengeld bedeutend erhöht, die Mutter ließ ihm zu Ehren seine Lieblingsspeisen bereiten. Einiges Mißtrauen in seine neue Lebensweise schienen nur der Religionslehrer Zeindl und Dietlieb der „Fuchs“ zu setzen. Dietlieb sagte ihm wenigstens einmal, bei ihm brauchte er sich nicht so furchtbar anzustrengen, er urteile nicht nach Äußerlichkeiten und auf Schularbeiten in Schönschrift lege er weniger Wert als auf Persönlichkeit. Und Zeindl sah ihn des öfteren lang und forschend an.

Eine neuerliche Annäherung fand nur zwischen ihm und Fritz Hochschreck statt, der sich aus unbekannten Gründen mit dem neuen Schuljahr sehr der Lebensanschauung seines Vaters genähert hatte. Er kleidete sich sorgfältig, besaß eine Zigarettendose mit seinem Wappen und sprach viel von einem Tanzkränzchen, das jeden Samstag in einer anderen adeligen Wohnung stattfand. Auch Fritz war aus der Gymnasialverbindung ausgetreten. Er hatte mit dem Sohn des Korpskommandanten Strumpfner Edlen von Waffentanz zusammen Reitstunde und konnte

nicht genug von den Gefahren berichten, denen er sich durch das Bändigen wilder Rosse aussetzte, bis Vitus einmal zufällig in die Reitschule geriet und den Freund bügel- und zügellos an der Leine im Kreise traben und unter der Leitung des Stallmeisters die Anfangsgründe des Sitzens erlernen sah. Auf die Frage nach der dicken Mali, die dem jungen Freiherrn ein übles, jetzt so ziemlich überwundenes Geschenk hinterlassen hatte, zuckte Hochschreck nur verächtlich die Achseln und sprach dann andeutungsweise von zarten Beziehungen zu der schönen Frau eines reichen und angesehenen Bürgers, die durch ihre vornehme Kleidung und gesellschaftliche Zurückhaltung einen Ring von Neid, Haß und bösartigen Klatschgeschichten um sich geschaffen hatte.

Trotz des anderen Wesens, das seit den sommerfrohen und einfachen Tagen gemeinsamen Lebens in Vernauts bei Vitus zum Vorschein kam, zeigte ihm Herucker unverminderte Anhänglichkeit. Wie immer stand dem kühler gewordenen Gefährten sein großes gutes Herz ohne Rückhalt offen und alle kleinen und großen Sorgen seines Lebens vertraute er ihm bedingungslos an. Vitus, der sich um Grete Kluibenschild überhaupt nicht mehr gekümmert, ja,

eine der ersten Karte ähnliche Aufforderung nicht einmal beachtet hatte, erfuhr, daß der Vandale Höllbarth des öfteren das Häuschen über dem Inn umlauerte und mehrmals mit dem rothaarigen Mädel zur Dämmerstunde gesehen worden war. Herucker schien unter diesem Umstand unsagbar zu leiden und seine völlige Hilflosigkeit brachte Vitus mehr als einmal nahe an das Geständnis seiner eigenen Erfahrungen im Gartenhaus. Aber er brachte es nicht über sich, das Mädchen zu verraten.

Unverändert blieb auch die Feindschaft zwischen Vitus und Altböck. Der Tscheche Petrsil, der seit den Straßentumulten, die sein heimatliches Regiment verschuldet hatte, seine Volkszugehörigkeit weniger zur Schau trug als früher, hatte sich Venloo mehrmals zu nähern versucht, war aber trotz aller grinsenden Liebenswürdigkeit abgelehnt worden. Altböcks kleine, aus verschwollenen Lidern tückisch blinzelnde Augen verrieten in jedem Blick, der auf Vitus fiel, unversöhnlichen Haß, wenn auch der Sohn des Paramentenhändlers als neugewählter Präses der marianischen Kongregation keinen Raufhandel mehr wagte. Die Mehrzahl der Marianer bestand aus schüchternen, harmlosen und fleißigen, meist sehr armen Gymnasiasten, gegen die eigent-

lich keine besondere Abneigung bestand. Ja, sie genossen sogar seit einem Vorkommnis erhöhte Achtung. Es hieß, daß der übereifrige Kaplan Nechleda sie mit der häßlichen Verpflichtung hatte belasten wollen, ihm, als dem Protektor der Kongregation, alle jene Fälle anzuzeigen, in denen Lehrer oder Mitschüler abfällige oder verdächtige Äußerungen über Glaubensdinge, Geistliche oder Religionsübungen getan hatten. Dieser Auftrag war, wie man sich im Gymnasium erzählte, mit allen Stimmen gegen die einzige des Pius Altböck entrüstet zurückgewiesen worden. Tatsache war, daß Nechleda das Protektorat niedergelegt und Professor Zeindl es übernommen hatte. Ein einziges Mal war Vitus bei Vinzenz Plöchhammer gewesen, den er elend aussehend fand und der sein krankes Bein in einem blanken Schienengerüst nachschleppte. Auch der alte Schmied war sichtlich verfallen, hockte stundenlang bei seinem Sohn und ließ den Altgesellen mit Malzey in der Werkstatt wirtschaften. Vitus saß mit schmerzlicher Reue über seine eigene Teilnahmslosigkeit bei dem Leidenden, der, manchmal leise stöhnend an einer kleinen Straßenlokomotive feilte und arbeitete. Aber seine schönen klugen Augen strahlten trotz allen körperlichen Elends, als

er Venloo sein halb vollendetes Werk wies. Ein Wagen sollte das sein, der nicht der Schienen bedürfte, sondern auf allen Landstraßen fahren konnte, von einem Führer gelenkt, mit bequemen Sitzen für vier Personen. Mittelst einer vorne angebrachten Lenkstange konnte das vordere Räderpaar beliebig gedreht werden. Eine kleine Dampfmaschine unter dem Kasten besorgte den Antrieb. Das machte ein häufiges Anhalten, Wassernachfüllen und Heizen notwendig. Aber schon formte sich in Vinzenz' Erfinderkopf der Plan, einen elektrischen Akkumulator zu entdecken, der an bestimmten Stellen rasch ausgewechselt werden sollte, wie ehemals die Relaispferde der Post. „Mei armes Bübele! Hoscht wieder rechte Schmerzen?" fragte der alte Schmied traurig und streichelte mit der eisenschwarzen Hand den Haarschopf des Sohnes, der herzzerreißend lächelte. Nach einer guten Weile, zur Feierabendzeit, kam Malzey leidlich gewaschen und mit knallrotem Schlips herein und sprach erregt von einer Versammlung, in der ein berühmter Redner aus Wien sprechen würde. Der Alte schüttelte den Kopf.

„Für solche Sachen, da muaß man jünger sein als i," murmelte er. „Und a freies Herz ghert aa dazua!"

„Na, Vitus — oder muß ich recht sagen Herr Venloo?“ sagte Malzey.

„Du bist ein Schafskopf —“ lachte Vitus verlegen. „Ich mein nur, weil du jetzt manchmal schlecht siehst auf der Straße. Erzähl mir nichts — ich begreif das sogar bis zu einem gewissen Grad, während ich es unerhört finde, daß der Landesgerichtsrat Johann Nepomuk Malzey sich in eine Auslage mit schamlos ausgestopften Miedern und Damenstrümpfen verschaut, damit er die herrlich ausgereifte Frucht seiner ehelichen Pflichten nicht ansehen muß. Und doch könnte ich ihm die Wohnung unserer ehemaligen dicken Köchin mitteilen, die sicherlich wissenswert für ihn wäre. Ich glaube, er ahnt nicht einmal, daß er sich in den Händen jener Huldgestalt befindet, die der braven und temperamentvollen Kunigunde in gewissen hervorgerufenen Augenblicken an seiner Statt erschien und ihre Wonnen ins Ekstatische erhob, dank der Zauberkraft ihrer Phantasie!“

„Red koan Stiefel,“ knurrte der Schmied und drückte die Pfeifenglut mit dem Zeigefinger nieder. „Verstehn, wenn man den narrischen Kerl tat! I amal nit!“

Malzey lachte. „Wer Ohren hat, der höre. Übri-

gens wird die Zeit kommen, in der man die ganze Schwindlerbande, als da sind Landesgerichtsräte, Hofräte, Geheime Räte, Statthalter, Korpskommandanten, Fürsten, Könige und Kaiser in ihrer scheußlichen Blöße — —"

„Hiazt bischt still!" rief Plöchhammer und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Den Kaiser laß mir gehn, du Lotter du! Majeschtätsbeleidigungen gibt's da bei mir net. Und merk dir das!" Er sah zornig aus.

„Aber Vater, er meint's ja nicht so —" entschuldigte Vinzenz den Freund, der zusammengefahren war beim Schall des harten Schlages.

„Einschperrn werdens di, wennschd dei Dreckschleuder nit halten kannscht. So gschtudierte Lehrbuabn, des hat mir no gfehlt."

Aber sein Zorn schien doch nicht ganz echt zu sein, denn bald darauf ging über sein ehrliches Gesicht ein Schmunzeln und, zu Vitus gewendet, sagte er, daß man sich oft zu Tod lachen müsse über den „lateinischen Schmied", wie Malzey in der Zunft genannt wurde.

Und der Abend endete friedlich und fröhlich damit, daß Malzey mit rußigen Fingern die Saiten der Gitarre zu zupfen begann und das „Räuberlied"

sang, dessen Schlußstrophe dem derben Späßen wohlgeneigten Schmied vor Lachen die Tränen in die Augen trieb, obwohl er sie oft genug gehört hatte —

„Und will man uns fangen
Und uns aufhangen,
Sind wir schlauer als die Polizei.
Erst wird sie ganz verhunzt
Und dann noch — —"

Es wurde Bier geholt und nach dem dritten Glas stieg die Laune des Handwerkers so, daß er Vitus ins Ohr flüsterte, das mit dem Kaiser sei auch so eine Sache. Wenn man reden dürfte — Aber die Leute seien halt so viel dumm. Vinzenz hatte sein Modell in der Hand und sah ins Leere, in ein unbekanntes Land. Der Blick erinnerte Vitus erschreckend an die Augen Heruckers, der mit Blutstropfen auf den Lippen am Fuße des „Alten Mannes" zusammengesunken war.

Seit jenem Tage war er nicht mehr bei Vinzenz gewesen. Häufig machte er an freien Tagen einsame Spaziergänge. Einmal begegnete er Höllbarth mit Grete auf einem Waldweg. Er grüßte höflich und der Korpsstudent hob die rosa Mütze. Grete sah Vitus höhnisch ins Gesicht und erwiderte seinen

Gruß nicht. Ein anderesmal traf er Isidor Geduldig auf dem Berg Isel und ging ein Stück mit ihm. An einer Wegstelle blieb Vitus hingerissen stehen und sah in die von weißem Wasserstaub erfüllte, tief verschneite Sillschlucht hinunter. Die Bäume trugen ein glitzerndes Kleid aus Rauhreif. Schwarze Krähen flogen ruhelos über dem dampfenden Wasser und über den Himmel zog ein blasses Orangenrot.

„Wie schön das ist!" sagte Vitus unwillkürlich.

„Wieso schön?" fragte Isidor. „Schön nennst du das! Ich weiß, daß ich kalte Füß hab von dem langen Herumstehen."

Vitus sah ihn erstaunt an.

„Siehst du denn nicht, wie herrlich das ist? Das bleiche Rotgelb, die Christbäume, — ein Wald von Christbäumen —"

„Ich bin ein Jud," lachte Isidor, „was gehn mich Christbäume an? Mir scheint's, du bist so ein Naturschwärmer — Mir ist kalt, weiter nichts."

„Warum gehst du dann hierher?"

„Warum? Ob ich da geh oder wo anders! Ich soll gehen, hat der Doktor Schlachter gesagt, also geh ich. Jeden Tag eine Stund. No, kommst du, oder willst du selbst so ein Schneebaum werden?"

Da erkannte Vitus die andere Art des sonst so gutmütigen und gefälligen Genossen. Fast verstieß er ihn deshalb und gab kaum acht auf die rührenden und demütigen Anstrengungen des anderen, der sich auf dem Heimweg wieder bei ihm in Gunst zu setzen suchte. Er spürte es deutlich, wie tief die Dankbarkeit des Schwächeren, den er vor böswilligen Anschlägen beschützt hatte, ihm zugewandt war. Und Isidors scharfer Verstand hatte gut erfaßt, was sein Gefühl nicht begreifen wollte, daß die Andacht vor der Natur, die ihm versagt war, dem anderen etwas Heiliges war, an das er, Isidor, unbewußt, aber störend gerührt hatte. Dies tat ihm, dem Verlassenen und Angefeindeten, weher als Vitus ahnte. Dennoch schieden sie in gutem Einvernehmen. Aber Vitus dachte noch oft an diese für ihn erstaunliche Mangelhaftigkeit des Mitschülers.

In den folgenden strengen Wintertagen blieb er viel zu Hause, bemühte sich um den Vater, der sich übrigens völlig erholt zu haben schien und ließ sich von der Mutter verhätscheln, die „ihren guten alten Jung" wieder in kindlicher Unberührtheit sah. Unerschöpflich war der Schatz an Liedern, Reimen, Märchen und Geschichten, den diese Frau

aus dem Rheinland besaß und sie konnte wieder jung werden im Hervorzaubern dieser Reichtümer. Vitus brauchte sich nur mit ein bißchen Kindlichkeit auszurüsten, nur ein paar bittende Augen zu machen und zu sagen: „Wie ich noch klein war, hast du einmal ein so schönes Lied gesungen — hast mir erzählt, wie die Wölfe vom Hohen Tenn gekommen sind und in der Nacht geheult haben — wie der alte Klas den Teufel im Kamin gesehen hat —" und allsogleich sprangen die Türen der Erinnerung auf. Manchmal verlangte ihn so heftig nach dem Schein jener glücklichen und unschuldsvollen Tage, daß er wirklich zum Kinde zu werden schien und sich zu Füßen der Mutter kauerte, die am Klavier saß und mit ihrem immer noch schönen Sopran Arien aus der „Weißen Dame" oder „Fra Diavolo" sang, oder kleine französische und niederdeutsche Liedchen.

Lütt Matten, de Haas
Der mackt sich en Spaß,
Er will dat probeeren,
Dat danzen to leren
Und dant ganz alleen
Up de achterſten Been.

Ach, und dann kam der Fuchs und bot sich als

Dame an und die Krähe spielte die Fiedel dazu, wofür sie dann eines der Beinchen des armen Tanzschülers bekam. Nun, und wie schön, schöner fast als Hauff es geschrieben, konnte die Mutter die Geschichten vom „Wirtshaus im Spessart" erzählen, vom Räuber Orbasan und vom kleinen Muck und Zwerg Nase. Vitus saß mit geschlossenen Augen und lauschte entrückt. Wundervolle, traute, von aller Welt losgelöste Stunden waren das.

Bei Tage saß er oft lange auf einer bequemen Bank in seinem Zimmer und las wieder die Kinderbücher, die er hervorgesucht hatte. Der feine silberne Nordzauber der Märchen von Andersen, die ehrliche Seemannswelt des alten Sigismund Rüstig, die wilde und herbe Pracht der Lederstrumpfgeschichten tauchten noch einmal auf. Stimmen der Vergangenheit, Glocken aus Kindertagen — aller schweren, unbestimmbaren, geheimnisvollen Süße voll. — Ole Luk, Oui — Melusine — der tapfere Zinnsoldat — ach, und der alte einsame Herr, der sterben mußte — und der Chinese, der in Scherben fiel.

An manchen Tagen blieben sie lange auf und versonnene Worte kamen von der Mutter. Seltsame

Dinge sprach sie manchmal aus Geschichten aus alter Zeit. Da war die Großmutter mit der Bänderhaube, die konnte nicht schlafen, weil es des Nachts auf der Treppe zu trommeln begann. Bis endlich der französische Tambour ins Haus kam, sich in der Trunkenheit auf der Stiege den Hals brach. Da hörte der Spuk auf, der ihn vorausgekündigt hatte, und der Dichter Hauff, der so jung sterben mußte, hatte in seinen „Memoiren des Satans" die scheußliche Geschichte vom Herrn Hasentreffer erzählt, der alle Jahre an einem bestimmten Tag im Gasthaus erschien und auf sein eigenes Haus zeigend fragte, wem dies gehöre. Die Kellner, mit seiner Schrulle vertraut, nannten ihm seinen Namen. Dann ging er hinaus und rief sich selbst. Aber das Haus blieb still. Doch einmal, als er wieder seinen Tag hatte, ging bei seinem Rufen drüben ein Fenster auf und ein gräßlicher Doppelgänger sah heraus und bedeutete ihm grinsend, zwecks Halsumdrehung herauf zu kommen. Und dann jagten die beiden am Fenster vorüber und als alles still war, fand man den armen Hasentreffer erwürgt auf einem gelbseidenen Diwan. Nun, dieser Hasentreffer war niemand anderer gewesen als der mit Hauff gut bekannte Henry Marlemont,

ein entfernter Großoheim der Mutter, aber an der ganzen Hasentreffergeschichte war nur das eine wahr, daß Henry Marlemont, wie Hauff es vom Hasentreffer erzählt, einmal in jedem Jahre ein schauriges Abendessen mit erlesenen Speisen und feinen Weinen gab. Und die Gäste, mit denen er sich unterhielt, waren vergilbte Stammbuchblätter, die auf den Stühlen lagen und von denen jedes ein großes schwarzes Kreuz trug. Nach solchen Festen liefen die Dienstboten davon, nur ein alter Diener hielt bei seinem Herrn aus und der fand ihn eines Tages tot auf seinem gelbseidenen Sofa, mitten unter den verstreuten Blättern des alten Stammbuches. Alles andere hatte Hauff dazu gedichtet.

An solchen Abenden zog Vitus die Vorhänge an seinen Fenstern zu und stellte das Pendel der alten Holländeruhr ab, die in sein Zimmer gestellt worden war. Dieses Pendel hatte einen unfreundlichen dumpfen Schlag. „Wumm — Wumm" machte es und alle Stunden schlug die Uhr ein verstimmtes viermaliges „Gling — glang — glong" und die brummende Zahl. Mittags klappte oben ein Türchen auf, in dem ein segnender Christus erschien. Um Mitternacht jedoch zeigte sich ein

kleines weißes Gerippe mit Sanduhr und Sense und nickte. Auf dem höchsten Zierat stand ein dickes falschlächelndes Weiblein auf einer Kugel, ein im Flattern erstarrtes blaues und goldgestirntes Tüchlein um die breiten Hüften und darunter stand „Vanitas vanitatum vanitas". Des Nachts war diese Uhr nicht angenehm mit ihrem rasselnden Ausheben und knarrenden Zeigerrücken, mit dem heiseren Schlagwerk und dem Tödlein.

Kurz vor den Weihnachtstagen starb plötzlich der gütigste aller Lehrer, der stille und verkannte Professor Summerfeld. Traurig und von dumpfen Ahnungen gequält sah Vitus, in die Menge der Schüler und Lehrer eingekeilt, in das schwarze Maul des offenen Grabes, das als dräuendes längliches Viereck aus dem Schnee dunkelte. Weihrauch qualmte auf, das kirchliche Gerät knurrte leise, die murmelnde Stimme des Geistlichen verhieß dem Toten Frieden und das ewige Licht. Kollernd fielen die gefrorenen Erdklumpen auf den Sarg, schnurrend kamen die Seile empor. — Die krächzende, von Hustenstößen unterbrochene Stimme Karfreiters zerriß den düsteren Zauber.

Der Christbaum strahlte wie immer, von allem kindlichen und doch so wundersamen Beiwerk umgeben, an dem die Mutter festhielt. Das Pfefferkuchenhäuschen, lebkuchen- und schokoladebeklebt, die Rauschgoldfahnen und blitzenden Ketten aus Glaskugeln aller Farben, das wächserne Jesuskind mit dem roten Wachstropfen einer längst verbrannten Kerze auf der Brust, ein goldenes Gespinst, die gläsernen Glocken, Eiszapfen, Vögel, die Fülle von allerlei Leckerwerk aus buntem Zucker und Marzipan — nichts fehlte. Vitus war überreichlich beschenkt worden. Monate lang hatten die Eltern darüber nachgedacht, was ihm Freude machen könne. Ein stilles, seliges Glück lag auf dem einsamen Haus im verschneiten Garten. Die alte Köchin und das neue Stubenmädchen knixten und küßten der Hausfrau die Hand, mit ehrlicher Freude über die Geschenke und Gaben. An diesem einen Abend war Vitus wieder zum glücklichen Kind und sein Schlaf war selig und traumlos.

Die Tage gingen wenig wechselvoll, die Semesterzeugnisse wurden verteilt. Vitus gehörte zu den guten Schülern, zu den „patentierten Eierwecken" wie Spadini sagte. Der Schirokko kam heulend über den Brenner, brach das Eis mit Backofen-

hauch und ließ Lawinen niederdonnern. Nachts heulte und schrie es in den Rauchfängen, der Inn grollte in den dunklen Nächten hochgeschwollen und bösartig, und in den Tanzsälen der Stadt entwickelte sich ein bescheidenes Faschingstreiben. Wisiak und Dörnle bekamen Karzer, weil sie, mit Eselsköpfen geschmückt, abends an der Wohnung des Naturgeschichtsprofessors geläutet, etwas Disteln aus seinem Herbarium und ihre naturwissenschaftliche Einteilung erbeten hatten. Die ganze kleine Stadt lachte über diesen unschuldigen Scherz und Professor di Grappa lächelte sauersüß mit und verwendete sich sogar für die beiden Sünder, die ein Wachmann eingefangen hatte. „Wegen lotterbübischen, überaus kecken, eines Septimaners gänzlich unwürdigen und geradezu thersitesartigen Benehmens nur drei Stunden Karzer, abzusitzen am nächsten schulfreien Nachmittag. Leider nur drei Stunden!" hatte Karfreiter verkündet und dabei den Kopf geschüttelt, die Nachsicht des betroffenen Kollegen mißbilligend. Altböck hütete mehrere Tage das Bett. Er war von einigen Schmiede- und Schlossergesellen, die aus einer Versammlung kamen, nach verschiedenen höhnischen Bemerkungen seinerseits windelweich geprügelt worden. Geduldig tanzte

vor Freude und machte Malzey einen Besuch in Plöchhammers Werkstatt, um ihm seinen Dank auszusprechen. Aber der Alte empfing ihn sehr unfreundlich statt seiner. Es machte ihm wenig Vergnügen, daß sein brauchbarer Lehrling gerade in der Zeit, da ein großer Bauauftrag zu erledigen war, drei Tage im Polizeiarrest verbringen mußte. „Heißt eine Gerechtigkeit," sagte Isidor empört und ging.

An einem der ersten Märztage hatte Vitus eine Begegnung, an deren Möglichkeit er nicht mehr gedacht hatte. Unter den abenddämmernden Lauben war plötzlich Grete Kluibenschild auf ihn zugetreten und hatte ihn hastig aufgefordert, mit ihr in eine der kleinen nur schwach beleuchteten Seitengassen zu gehen, sie habe Wichtiges zu sprechen. Vitus ging gleichmütig, höchstens schwach unangenehm berührt mit ihr. Zu seinem Staunen brach sie in Tränen aus, klammerte sich fest an ihn und fragte, warum er nichts mehr von ihr wissen wolle. Als er den Namen des Vandalen nannte, mit dem er sie auf dem Waldweg gesehen hatte, lachte sie schrill auf und sagte, sie habe das nur getan, um ihn, Vitus, zu ärgern, aber nun hielte sie es nicht länger aus. „Hast du mich denn gar nicht mehr

gern?" fragte sie mit zärtlicher Stimme, in der ein schluchzender Ton klang und blickte ihm von unten in die Augen. Sie sah mit ihrer schwarzen Sealmütze und dem dunkelgrünen Kleid in dem schwachen Licht des Gäßleins reizend aus. Rotgoldiges Wuschelhaar quoll unter dem schwarzen Fellchen der Mütze hervor und auf der vollen Wange glänzte noch eine Träne. Vitus fühlte sein Blut erwachen und wie damals im Garten küßte er sie auf den Mund, der sich feucht und gierig auf seine Lippen drückte. Aus dem offenen vergitterten Fenster eines gewölbten Magazines kamen betäubende Düfte von allerlei eingelagerten Gewürzen und die Wirkung dieser seltsamen starken und erregenden Düfte gab dem Augenblick etwas Traumhaftes und Unwirkliches. Er legte seinen Arm um sie. „Ös fangt's bei Zeiten an!" kicherte giftig ein altes Weiblein, das noch die pilzförmige große Fozzelhaube der alten Bürgertracht trug und humpelte gebückt an seinem Stock vorbei, den Rosenkranz um die rechte Hand geschlungen. Da gingen sie noch weiter, mitten durch die dunkle Friedrichstraße, über der schwach das Goldene Dachl leuchtete, bogen gegen den Inn ein und fanden sich unter den uralten knolligen Baumstämmen der

Chotekallee wieder. Vitus fühlte die junge straffe Brust an seinem rechten Arm und lauschte dem Plappern des Mäulchens, das ihm Wahrheit und Lüge geschickt mischend ein ganzes romantisches Märchen von ihren verzweifelten Bemühungen erzählte, ihn durch häufiges Beisammensein mit dem Korpsstudenten eifersüchtig zu machen. Die Erregung und das Verlangen seiner Triebe, mit dem hin dieser junge holde Körper und ihr demütiges Entgegenkommen erfüllte, hinderte ihn völlig, diese unwahrscheinlichen und öfters verworrenen Erklärungen aufzufassen. Aus all dem Gezwitscher, das da neben ihm wie das singende Plätschern eines Brünnleins oder wie Bienensummen auf blühender Sommerwiese klang, hörte er nur den eigentlichen Sinn, den Lockruf des Weibchens, die verschämte Aufforderung zu gemeinsamer Lust, von der sein junges Leben erst gekostet hatte und nach der es immer wieder heimlich verlangte. Er küßte sie wieder und wieder. Der Wind sauste in den Bäumen, der Bergstrom grollte, von den Häusern, die am anderen Ufer lagen und den Berg hinanstiegen, sahen glühende Fensteraugen nieder. Ein Schauer ging über ihn, indes er die Hand an die biegsame Körpermitte des Mädchenleibes legte und die zarten Strei-

sen der Rippen fühlte unter der zitternden Rundung der Brust. Sie sprachen kaum mehr und ihre Schritte wurden schneller. Bald waren die finsteren Anlagen, die häßliche Straße mit dem Laden des Fleischhauers, das steile Gassel neben dem Gießbach überwunden. Und ehe sich's Vitus recht versah, schritt er von einer kleinen feuchten Hand geleitet zwischen entblätterten Büschen, über knirschenden Kies jenem Sommerhäuschen zu, unter dessen Dach ein hoher Haufen trockenen Laubes geschichtet lag. Und alles, was Vitus Venloo erlebt hatte in der Umarmung zweier Frauen ward zur blassen und armseligen Erinnerung. Hier in diesem winterlichen lichtlosen Garten loderte eine dunkelrote Flamme auf, überfielen ihn nie gekannte lasterhafte Küsse, sog ein Mund an seinem Leben. Zum erstenmal fühlte er jene Erschütterung, die süß und schaurig, jenseits von Lust und Schmerz, die Verschmelzung von Mann und Weib zur zeugenden Gottheit bedeutet.

Der Sturz zur Erde war ernüchternd und jäh. Eine schrille Stimme, die knarrende Tür im Hause zerriß die bunten schillernden Schleier, die über den Dingen lagen. Gretl lief mit einem leisen Gute Nacht davon und Vitus kletterte eilig und schuld-

bewußt über die Mauer. Ein Glasscherben ritzte schmerzend seine Hand und aus schwarzen Wolkenballen fielen schwere kalte Tropfen nieder.

Im Schlafgemach kehrte die Erinnerung zärtlich zurück und das rote Gesicht unter dem Pelzmützchen lächelte süß und gewährend bis in den traumlosen Schlaf.

VII

Als die Büsche im Garten wieder grüne Blätter trugen und die Buchfinken in der Frühlingssonne tanzten und ihr „Würzgebier" und „Sieh-sieh" schmetterten, erwachte in Vitus ein ungeheures Verlangen nach Vernauts und er wurde nicht müde, mit dem betrogenen Herucker Pläne für den Sommer zu schmieden. Mit einem Gleichmut, der ihm selbst unerklärlich war, zerknitterte er im Sand ein Zettelchen mit einer Botschaft Gretls, indes er den unglücklich Verliebten tröstete, der vergeblich vor den kleinen Fenstern der Geliebten Wache stand und dem es auch bei Begegnungen niemals gelang, einen Blick von seiner kaltherzigen Göttin zu erhaschen. Manchmal durchfuhr Vitus das Gefühl seiner „Schlechtigkeit", wie er sein Handeln bei sich nannte, wie ein schmerzhafter Stich, aber er war zu tief verstrickt, um für sich und den Freund einen Ausweg zu finden. Seltsam erschien ihm nur in jenen Stunden, da er mit sich allein war, daß

ihn selbst jene Eifersucht, die den von fern anbetenden Herucker marterte, niemals befiel, obschon er des Alleinbesitzes durchaus nicht sicher war. Höllbarth pflegte auf seinem von Schmissen durchfurchten Gesicht ein eigenes Feixen aufzustecken, wenn er Vitus begegnete und Spadini, der seine unruhigen Augen überall hatte und wohl Lunte roch, hatte unlängst die Bemerkung gemacht, „rote Katzen hätten gewöhnlich mehr als einen Kater". Vitus hatte an sich gehalten und dicke Ohren gemacht. Aber nur seine Eitelkeit war leicht gereizt worden weh tat ihm der Gedanke nicht. Er besaß trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit jene kühlende Gabe der Mannesklugheit, immer seiner begehren zu lassen und lieber zu warten, als Verlangen zu zeigen, als ob er gewußt hätte, daß in dieser scheinbaren Gleichgültigkeit gerade der Zauber lag, der das Mädchen immer wieder zu ihm trieb. Des anderen aber, des Dichters Herz, zuckte in Qual und schrie nach der himmlischen Liebe, die es durch ein grausames Blendwerk des Geschickes in einem Gefäß suchte, mit dem der ewig wandelbare und vielgestaltige Gott andere Zwecke verband, Zwecke, die dem Leben dieser Erde und den einfachen Gesetzen der Natur dienstbar waren.

Dies alles empfand Vitus dumpf und in seinem hartnäckigen Schweigen dem treuen und aufrichtigen Freunde gegenüber war die unausgesprochene Erkenntnis begründet, daß der Gefährte ihn nicht hatte verstehen, nie die Notwendigkeit und Unabwendbarkeit des Geschehenen hatte begreifen können. Der wütende Schmerz, den die Wahrheit, das ausgesprochene Ungeheuerliche dieser auf unirdischen Pfaden wandelnden Sehnsucht bereitet hatte, wäre zwecklos gewesen und kein Eingriff, der Heilung gebracht hätte. So lenkte er das Gespräch immer wieder aus dem Kreise, den Heruckers Gedanken um die hoffnungslose Geliebte zog und zwang den anderen mit Glück in die Vernautser Erinnerungen. Herucker hatte stets Briefe von dort bei sich, bestellte Grüße von Leo, Christian und Moidl an den Sommergefährten und erzählte von den kleinen Ereignissen der engen und doch so unendlich weiten Welt dort oben. Ein neuer Kaplan war dem Pfarrer geschickt worden, ein lustiger, junger, eben flügge gewordener Seminarist, der gern Wein trank und auf Hochzeiten schnurrige Reden hielt. Der Geigei, den man stillschweigend gewähren ließ, hatte in der Klamm ein Heiligtum errichtet. Einen hölzernen, plump geschnitzten Gott, der ersichtlich

männlichen Geschlechtes war und auf einem kunstvoll zusammengetragenen Altar aus Kristalldrüsen, blauen Erzkiesen, Glimmerbrocken und sonstigen bunten Steinen stand. Ihn pflegte er mit Blumen und Tannenzweigen zu schmücken, zündete Opferfeuer an und sang ihm Hymnen. Die Dorfburschen wollten den Greuel zerstören, aber der alte Pfarrer hielt sie davon ab und meinte, man solle den armen Geisteskranken gewähren lassen, wenn er auf seine verschrobene Art Gott zu dienen wähne. Aber der Geistliche konnte sie nicht hindern, mit einem Axthieb wenigstens jenes heidnische Sinnbild der Zeugung vom Holzrumpf zu entfernen. Der Geigei tobte zwar tagelang und verfluchte, vom Berge brüllend, das ganze Dorf und die Pfaffen insbesondere. Schließlich gab er sich aber zufrieden und umwand den Leib seines geschändeten Gottes mit einem bunten Kopftuch, das er irgendwo von einem Zaun gestohlen hatte.

Bei solchen Geschichten stieg das Heimweh nach den Baumbartwäldern, den tosenden Wassern und den Wolken, die um himmelhohe Gipfel ihre Schleier spannen, mächtig in Vitus auf. Er vermeinte, den betäubenden Duft des trockenen Bergheues zu spüren, den Harzgeruch der sonnenwarmen Fichten, den

beißenden Rauch nächtlicher Feuer. Er sah die Meisen und Stieglitze als bunte Federbällchen im Jungholz, hörte den ratschenden Schrei der Häher und das Trommeln verliebter Spechte. Und immer wieder kam es wie Reue über ihn, daß er Christian nicht näher gekommen war, daß er nichts von jener tiefen Freundschaft empfinden konnte, die Herucker unlöslich mit jenem verband. Es quälte ihn, daß er nicht eintreten durfte in den heimlichen Garten, in dem der Freund und der Pflasterergeselle mit dem Christusgesicht abseits von allen anderen Menschen wandelten. Das zornige Gefühl des Nichtbegehrtwerdens, des Ausgeschlossenseins, die stechende Eifersucht kamen immer wieder und mit ihm der beleidigte Stolz, der ihm damals die letzten Tage vergällt hatte. Als ihm einmal diese leise Pein des Verschmähtwerdens zu geringschätzigen, von ihm selbst als unwahrhaftig empfundenen Bemerkungen über Christian Prutzer trieb, mußte er die niederdrückende Entgegnung aus des sonst so gutartigen Freundes Mund entgegennehmen, daß er, Vitus, über Christian wohl doch nicht urteilen könne, da er ja nichts von ihm wisse, höchstens ein paar flüchtige gemeinsame Gespräche mit ihm im Beisein anderer geführt habe. Tagelang bäumte sich sein

natürlicher Hochmut unter dieser kurzen Abfertigung, die ihn, wie etwa eine lässige Handbewegung einen urteilslosen Schwätzer abtut, auf das zu verweisen schien, was ihm eben zugänglich sei. An dem Tage, an dem ihm das widerfuhr, ging er ins Haus und stand lange vor Veit Pieter Venloos strengem Bildgesicht. Aber in den kalten Augen des reichen Handelsherrn lag kein Trost und Vitus war es, als höre er jene Stimme wieder, die draußen im Reiche seine lebhaften Fragen mit einem schnoddrigen „Jungens müssen nicht vorlaut sein" kurz und unfreundlich erledigte. Ganz anders aber als vorher wurde sein Verhältnis zum Vater. Professor Venloo trieb sicherlich ebenso ein dunkles und schmerzliches Ahnen zum Sohn, wie diesen die traurige Mitteilung des Arztes dem Vater näher brachte. Aber nie war bisher ein Wort oder eine Andeutung zwischen ihnen gefallen, die sich auf die unerbittliche Gewißheit der langsamer oder schneller nahenden Scheidestunde bezog. Es war Vitus in solchen Stunden eines ergreifenden Beisammenseins oft, als sehe er jetzt erst deutlich das schmale und leidend gewordene Gesicht des Vaters, die Silberfäden an den Schläfen und im kurzen Vollbart, das blaue Schlänglein einer Ader auf der hohen

Stirn. Manchmal brannte wie eine Stichflamme der Schmerz in ihm auf, daß dieser Geist, der aus den klugen, ach so müde gewordenen Augen strahlte, sich anschicken würde den Leib zu verlassen. Er war noch zu jung, um das Mitleid mit sich selbst von dem edleren Schmerz um ein geliebtes Leben, um dieses Leben an sich, sondern zu können. Professor Venloo fühlte mehr von diesen Empfindungen seines Sohnes, als sein Mund sagen wollte. Die Stunde zu nutzen, schien ihm das Wichtigste und des eigenen Sohnes Freund zu werden, so lange ihm noch Atem und Herzschlag zugemessen waren. So entstand während der Gespräche im Arbeitszimmer und bei den Wanderungen im Inntal eine überaus innige Wechselbeziehung zwischen beiden, die Vitus unsagbar glücklich und hemmungslos aufrichtig machte. An der Hand des Vaters und unter seiner Führung betrat er das geistige Reich der Erwachsenen, lernte urteilen, erwägen und schätzen. Mit Hilfe des überlegenen Geistes, der sich mit heiß auflodernder Liebe dem weiterlebenden Teil seines Selbst zuwandte und den Unterschied der Jahre als belanglos angesichts der Pforten der Ewigkeit beiseite schob wie ein verhaßtes und unnützes Hindernis, rückten das Urteil und die Einsicht des Sohnes weit über den

gewöhnlichen Entwicklungsgang seiner Jahre hinaus. Zwei unglücklich bejahrte Menschen, von denen der Ältere sich liebend zurückdenkt und der Jüngere sehnsüchtig nach des Älteren Weisheit die Hände reckt, müssen sich finden.

Alles Kindische und Bubenhafte in der Beurteilung der Lehrer fiel von Vitus ab und er sah sie alsbald, wie sie in Wirklichkeit waren, ohne das teuflische Beiwerk, das der Schwächere dem Gewalthaber gerne andichtet. Er lernte sie als Menschen kennen, als sorgenvolle Familienväter, als von Leid Bedrückte, Enttäuschte, im ewigen Werkeltag Grau gewordene. Er erkannte die niedrige Kunst der Regierenden, an deren Spitze unnahbar und selbstherrlich ein manchmal gutgelaunter, manchmal boshafter Mensch stand, jene billige Hundeabrichtekunst, die Zuckerstücke für gutwillig Unterwürfige, die Peitsche für Eigenbrötler und Widerspenstige immer bereit hielt. Dietlieb blieb in alle Ewigkeit Supplent, weil er mit den schwachen Ärmchen an des Glaubens Stütze, wie es im Lied heißt, zu rütteln versucht hatte, Summerfeld verwelkte aus ähnlichen Gründen in der Tretmühle des Gymnasiums und Dr. Eierweck erhielt für ein wohlgefällig aufgenommenes „Lehrbuch der Geschichte", voll von

bewußten Verdrehungen und Klitterungen, die Stelle eines Direktors und den Franz Josef-Orden nebst der Anwartschaft auf weitere Gunstbezeigungen.

Aber nicht nur Personen lernte Vitus richtig sehen. Er erkannte, sorgsam geführt, das namenlose Unglück, in das dies herrliche, dem deutschen Volk rechtmäßig zu eigen gehörende, von ihm in das Reich der Kultur erhobene Land durch jenen Ferdinand gestürzt wurde, der die entsetzliche Zerfleischung des Religionskrieges aufleben ließ und die schon befreiten Geister wieder in das Elend überwundener Umnachtung stieß, die unseligen Gegensätze zwischen Süd und Nord, die Unfähigkeit der deutschen Menschen, sich vom Ränkespiel ihrer Herrscher und Fürsten zu befreien, die Zerrissenheit der Nation, ungezählten Maden und Schmarotzertieren ein Lebensbedürfnis und von ihnen mit allen Mitteln gefördert. In hellem Feuer schlug des Vaters innigste und heiligste Überzeugung aus der Asche empor, in die sie um der Lebensumstände und um des Amtes willen scheinbar versunken gewesen war, und Funken von dieser Glut fielen in die Seele des Jünglings. Er empfand denselben wehen Schmerz, den der Vater fühlte um das Wissen, wie schnöde

sich das geeinte Deutschland unter der überklugen Führung Bismarcks von seinen verlassenen Brüdern in Österreich und Ungarn abgewendet hatte, wie gieriges Verdienertum und sogenannte Weltpolitik den Alleinstehenden die undankbare Rolle aufhalste, widerwillig Slawen und Romanen für den Kriegsfall zu „binden". Von den Deutschen an der Donau, in Böhmen und Ungarn wußten sie draußen weniger als von Zulukaffern und Buschmännern. Feinere und empfindsamere Art wurde oft genug mit „Schlappheit" bezeichnet, Besuche bei den Brüdern in Österreich brachten nicht selten schnodderige Belehrungen und hochmütiges Schelten auf die österreichische Wirtschaft mit sich. Und Professor Venloo, der ganz und gar ein deutscher Österreicher geworden war, kränkte sich mit dem Volke seines zweiten deutschen Vaterlandes und trauerte um dessen verkannte Werte, die im lauten Geschrei der Ellenbogenmenschen, deren es da draußen allzuviele gab, keinen Marktpreis hatten und höchstens als Gegenstände des Tadels schienen. Und die Freiheit, um die die Väter auf die Barrikaden stiegen und ihre lieben einfältigen schwarz-rot-goldenen Fahnen küßten, diese Freiheit lag tiefer verschüttet denn je. — — Nur Sätze waren es, die der Professor sprach, nur

einzelne Bilder, die er zeichnete. Samenkörner waren es nur, die später, viel später vielleicht aufgehen würden in der jungen Seele des Venloo, der von ihm übrig blieb, Blut von seinem Blute und Geist aller seiner Vorfahren.

Einmal zur Zeit der großen Reinigung des Hauses, die der Mutter die Abwesenheit von Mann und Sohn erwünscht machte, gingen sie den Inn entlang nach Hall, unter hellblauem freundlichem Himmel und weißen Lämmerwölkchen. Die braungrünen Gipfel des Glungetzer und die runde Kuppe des Patscherkofels waren goldig überhaucht, die Wände der Nordwand, der südlich ragenden Waldrast und Seile leuchteten in hellem Kalkgrau. Nur der Fluß, voll vom Raub der Bergbäche und seiner eigenen, ewig gescheuerten Ufer blieb lehmbräunlich, wie immer wenn es geregnet hatte. Diesen Weg liebten sie besonders. Er war damals selten benützt, nur manchmal ging ein Jäger den Fluß entlang oder ein einsamer Landstreicher, der sein Hemd zu waschen gedachte. Heute begegnete ihnen ein seltsamer Trupp. Savoyarden, die einen Affen und ein Dromedar mit sich führten und die Tiere flugs einige kleine Künste machen ließen, als sie die äußere Wohlhabenheit der beiden erkannten. Mit einer

Spende kaufte sich der Vater von den bettelnden braunen Buben, den Kindern des wandernden Paares, los. Aber der Anblick der heimatlosen Fremdlinge wirkte in Vitus nach.

„Vater, ich wollte dich schon lange etwas fragen," sagte er, „sind wir, du und ich, eigentlich Deutsche? Wir stammen von Vlamen und Franzosen ab und die Frau des Alderman Venloo soll doch eine Spanierin gewesen sein?"

„Wir gehören dem Volke, das uns erzogen hat und dessen Sprache uns die Mutter lehrte, also dem deutschen Volke. Das sollst du nie vergessen, Vitus, und wenn dir je einer sagt, daß dein Blut gemischt sei, dann sage ihm, daß das Herz, das dieses Blut wandern macht, ein deutsches Herz sei."

Wie ein leichter zuckender Schlag fiel dieses Wort in des Jünglings Seele und stolz erzählte er von jenem Aufsatz, der Dietlieb so wohl gefallen hatte, daß er ihn vorlesen ließ. Ein Lächeln ging über Professor Venloos Gesicht und sein Arm legte sich zärtlich um des Sohnes Schultern. „Das freut mich, Vitus, das freut mich, daß ich das noch hören durfte."

Fast erschrocken sah Vitus den Vater an. Er hatte damals aus einem ihm selbst unbegreiflichen Scham-

gefühl nichts von dem Schulvorfall gesagt. Der Vater erschien ihm ergriffen und gerührt und das wirkte so sehr auf ihn, daß er nur mühsam die Tränen zurückhalten konnte. Sie setzten sich, da Professor Venloo müde war, auf einen Baumstamm, den der Fluß bei der letzten Überflutung hier liegen gelassen hatte und sahen eine Weile schweigend in die rasch gleitenden schäumenden Wellen und auf den Kies des Ufers, in dem glattgeschliffene Holzstücke und allerlei Scherben staken.

„Wenn ich einmal nicht mehr bin, Vitus, denke an dieses Wort, das von selbst von dir und mir entstand, an das Wort vom deutschen Herzen. Nur darauf kommt es an — du wirst manches erleben, was meine Augen nicht mehr sehen werden. Meine alte Mutter, die eine ‚Kiekerin' war, wie man in Westfalen sagt, weil sie die unheimliche Gabe hatte, in gewissen Augenblicken Zukünftiges zu sehen, sagte einmal, bittere Schmach und tiefes Leid würde noch über alles kommen, was deutscher Art sei. Obwohl vieles eintraf, was die Mutter sagte, daran kann und will ich nicht glauben. Wenn es aber ja wäre, Vitus, und du müßtest es erleben, dann laß diese Stunde noch einmal lebendig werden und bleibe deutsch, wie es auch in der Welt aussehen mag.

Aber die Mutter hat hinzugefügt: ‚Dem deutschen Leid wird eine Krone, herrlicher als die, die auf den Häuptern der Kaiser strahlte.‘ Dies sagte sie ehe sie starb. Und auch dieses Wort sollst du für dich behalten.“

Der Professor sah in den Himmel.

„Die Geschichte dieser Welt und ihrer Völker ist voll von gewaltigen Umänderungen. Alles, was geschieht dient einem Zweck des Göttlichen, oder wie immer du die Logik alles Geschehenen nennen willst, mein Sohn. Da Karthago zu Schutt ward und das ewige Rom in Scherben brach, ungeheure mächtige Städte unter dem Wüstensand begraben liegen und riesige Stämme menschlicher Rassen spurlos verschwanden, kann keinem Staat und keiner Einrichtung ewiges Leben geweissagt werden. Nicht an die äußere Macht deines Volkes sollst du glauben, Vitus, sondern an dein Volk selbst. Nur wenn du ihm treu bleibst, kannst du dir getreu sein. Und wendest du dich je von ihm, dann wendest du dich von Vater und Mutter und bist, wie es in der Bibel heißt, ein Rohr im Winde.“ Vitus griff nach der Hand des Vaters und drückte sie. Jäh und unvermittelt, als wollte die Seele eine quälende Last abschütteln, stieß er ein Geständnis hervor. „Ich

habe Heimlichkeiten vor dir — ich — ich habe mit Mädchen — ich — war —" Glühende Röte überzog sein Gesicht. Der Vater schwieg. Als Vitus ihn anblickte, sah er, daß er lächelte.

„Das weiß ich längst," sagte der Vater. „Ich habe es an deinem Benehmen, an kleinen Äußerlichkeiten erkannt —. Ich wünsche aber keine Einzelheiten zu wissen. Das muß jeder durchmachen, muß irgendwie damit fertig werden. Es geschah früher als ich dachte —. Du bist noch nicht neunzehn. Deine Mutter ahnt es wohl mehr als sie es weiß. Sprich aber nie mit ihr von solchen Dingen."

„Nein, Vater." Ein stürmisches Gefühl von Glück und Geborgenheit erfüllte Vitus ganz. Nun war die letzte Schranke gefallen und kein widriges Geheimnis stand zwischen ihm und dem Vater. Es war ihm zu Mute wie damals, als er, ein gläubiges Kind, zum erstenmal von seinen kleinen Sünden im Beichtstuhl losgesprochen ward und mit allen Fibern fühlte, wie rein und weiß seine Seele geworden war, rein und würdig, den Leib des Herrn zu empfangen.

Als sie aufstanden hielt er noch immer die Hand des Vaters in der seinen, wie in jener Zeit, da er an dieser gütigen Hand in die Schule ging. Nur daß er diesmal mit aufsteigender Angst das rasche

Klopfen des Pulses fühlte, die zuckende Spannung des Blutstromes, den des Vaters krankes Herz so pochen ließ.

Der Religionsprofessor Zeindl hatte sein anfängliches Mißtrauen, das ihm das verwandelte Benehmen Vitus' eingeflößt hatte, überwunden und war sehr zufrieden mit den Kenntnissen, die der junge Venloo aus der Kirchengeschichte an den Tag legte. Weniger angenehm war ihm, daß durch das Protektorat der von seinem jüngeren Kollegen ins Leben gerufenen marianischen Kongregation sich Altböck bemerkbar zu machen begann. In den Zeitungen tauchten des öfteren kleine bissige Mitteilungen auf, die versteckte Angriffe enthielten auf „die gutmütige Schwäche jener, die strenger ihres Hirtenamtes über junge irrende Seelen walten müßten." Gewisse Bemerkungen, die sich mit inneren Vorgängen auf dem Gymnasium beschäftigten, verrieten, daß sie nur aus der Mitte der Schüler gespeist worden sein konnten. Einer Klage über gottlose Bücher, die in der vom Supplenten Dietlieb geleiteten Schülerbibliothek enthalten seien und ausgeliehen wurden, ließ der namenlose Schreiber

schließlich einen Jammerruf folgen über die mangelnde Andacht der Schüler, über die lässige Art des Religionsunterrichtes im Gymnasium. Dieser unmittelbare Angriff hatte unvorhergesehene Folgen. Zu Beginn der Religionsstunde, die dem Tage dieser Zeitungsnotiz folgte, erschien Professor Zeindl mit einem so finsteren und strengen Gesicht, daß sich ein jähes Unbehagen in der siebenten Klasse verbreitete. Der Geistliche wehrte den Primus, der wie gewöhnlich Hut und Stock in Empfang nehmen wollte, unwirsch ab, und ging, fest die knarrenden dickfohligen Schuhe aufsetzend über das Podium zum Lehrerpult. Anstatt Platz zu nehmen blieb er stehen und sandte durch blitzende Brillengläser einen furchtbaren Blick über die Schüler, die sich als zum Beginn der ersten Unterrichtsstunde zum gewohnten Abbeten des Vaterunsers anschickten.

„Das Schulgebet unterbleibt!" rief der Religionslehrer; „da, wie gestern in der Zeitung zu lesen war, die Andacht fehlet beim Gebete, so wollen wir es unterlassen — bis auf weiteres." Sein weißes, borstig emporstehendes Haar schien sich zu sträuben, sein volles Gesicht wurde rot. „Und jetzt schreite ich zu einem Verhör, das mich mit Scham und Schande erfüllet. Aber es muß sein!"

Unter dem atemlosen bangen Schweigen der Klasse zog er einen beschriebenen Zettel aus der Tasche seines schwarzen Rockes und sagte: „Wollen Sie alle genau auf diese von mir verfaßte Erklärung achten und mit einem lauten und vernehmlichen ‚Ja' sich bei Namensaufruf als nichtschuldig erklären, natürlich nur dann, wenn Sie es vor Gott und Ihrem Gewissen tun können." Er nahm den Zettel und las. Seine fleischige Bauernhand zitterte. „Ich erkläre mit meinem Manneswort, jenen Notizen in den Zeitungen, wonach meinem Religionslehrer gutmütige Schwäche, Lässigkeit, Herrn Professor Dietlieb das Ausfolgen gottloser Bücher an Schüler des Gymnasiums und hinwiederum meinen Mitschülern mangelnde Andacht bei der Religionsstunde vorgeworfen wird, völlig fern zu stehen und weder mit Worten noch sonstigen Benachrichtigungen oder Machenschaften irgendeiner Art daran beteiligt zu sein." — „Haben Sie alle dies wohl und genau verstanden? Oder hat jemand eine Frage zu stellen oder etwas zu sagen?" Ein Gemurmel entstand, aus dem das Wort „verstanden" aus vielen Kehlen drang.

„Ich warte, ob mir niemand freiwillig etwas zu sagen hat? — Nein? Josef Abrechter treten Sie

vor. Sie wie jeder folgende werden mit einem einfachen Ja im Sinne der verlesenen Erklärung mit Manneswort ihre Unschuld in Bezug auf die Zeitungsangriffe dartun!"

Der Aufgerufene, ein blasser, sehr armer Schüler aus einer Gemeinde des Stubaitals trat schüchtern vor, sah aber dem Lehrer gleichwohl und frank in die flammenden Augen und sprach ein lautes „Ja."

„Es ist gut," sagte Professor Zeindl und machte einen Strich in sein Büchlein. „Der Nächste! Pius Altböck!"

Aller Blicke richteten sich auf den Mitschüler, der langsam aufstand. Sein sinniges Gesicht war leichenblaß. Unsicheren Schrittes trat er vor die erste Bankreihe.

„Nun?"

Er schwieg und blickte den Geistlichen scheu und von unten herauf an. Zeindl faßte mit der Hand unter den mit blauen und weißen Perlen bestickten Halsstreifen, als würge ihn etwas.

„Feierlich frage ich Sie, Pius Altböck, angesichts Ihrer Mitschüler, können Sie dieses Ja aussprechen oder nicht?"

Der Bursche richtete sich auf und sagte mit heiserer Stimme:

„Ich hielt es für meine Pflicht, einem befreundeten Redakteur die Wahrheit zu sagen — —"
Vitus sah deutlich, wie Zeindl zusammenzuckte. Das feurige Rot wich aus dem Gesicht des Priesters. Er hob die geballte Faust, als wollte er sie auf den lockigen Schädel Altböcks niedersausen lassen. Aber dann öffnete sich die Hand zu einer großen wegweisenden Gebärde und grollend füllte die Donnerstimme Zeindls das Zimmer.
„Judas! — Judas Ischariot! — Hebe dich hinweg aus der Gemeinschaft dieser Klasse!"
Altböck öffnete den Mund — aber Zeindl stampfte mit dem Fuß auf den hohlen Bretterboden, daß er in allen Fugen krachte und schrie:
„Vorwärts! Nehmen Sie Ihre Bücher und wagen Sie es nicht, sich noch einmal in meiner Stunde blicken zu lassen: Ich weise Ihnen hiemit für immer die Türe. Fort mit Ihnen aus meinem Angesichte, Sie elender Verräter!" Er ballte bebend vor Aufregung die Fäuste. „Marsch hinaus, Lausbua, ellendiger, oder i vergreif mi an dir, trotz meines geistlichen Gewandes!" Altböck nahm mit einem Griff seine Bücher aus der Bank und verließ eiligst das Schulzimmer. Krachend flog die Tür ins Schloß.

„Schuft! — Schuft!“ Viele Stimmen riefen es hinter ihm her.

Der Geistliche wankte zum Pult, von dem er sich einige Schritte entfernt hatte und ließ sich in den Sessel fallen. Er bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen. Als er sie entfernte, sah Vitus Tränen in seinen Augen.

„Meine lieben jungen Freunde — —“ sagte er dann und seine Stimme klang unsicher. „Meine lieben Freunde — wenn ich Unrecht getan habe, so stehe einer auf gegen mich und sage es ohne Scheu!“

Da sprang Spadini auf und rief:

„Ein Hoch unserm geliebten Professor Zeindl!“

Und brausend stimmten alle ein.

Der Lehrer nickte mit dem Kopf, schneuzte sich dann umständlich und sagte rasch in völlig verändertem trockenen Ton:

„Kluibenschild, was wissen Sie mir vom Konzil in Nicäa zu sagen?“

Und stoßend, in langen Pausen, ängstlich auf den einflüsternden Nachbar Wisiak achtend, beantwortete der Aufgerufene die Frage.

Der Schluß der Stunde gab Anlaß zu neuen Kundgebungen für den überaus beliebten Seelsorger

und Professor. Und kaum hatte er sich den begeisternden Zurufen entzogen und das Schulzimmer verlassen, wischte Isidor Geduldig bei der Tür herein, vor der er, der beim katholischen Religionsunterricht nicht anwesend zu sein hatte, offenbar schon lange Zeit wartend stand.

„Nu, was war?" rief er aufgeregt. „Den Altböck hab ich rennen sehen, weiß wie die Wand. Was is?"

Aufgeregt durcheinander sprechend erzählten ihm mehrere zugleich den Vorfall. Er war höchlichst befriedigt.

„Was hab ich gesagt? Ein Schuft ist er, der Altböck, ein Untham. Kunststück, daß der Herr Geistliche draufgekommen ist, was für ein Gauner der Altböck war. Wenn er aber doch wieder kommt?"

„Den kummte nimmer!" rief Petrsil, dessen Freundschaftsgefühle gestorben zu sein schienen. „Den hochwirdige Herr mecht ihm bei Kragen nehmen und hinausschmeißen, natirlicherweise."

Altböck erschien sehr früh am nächsten Tage, der mit einer Griechischstunde anfing und holte ein vergessenes Buch aus seiner Bank. Niemand grüßte ihn. Schweigend ging er zur Tür, sah sich noch

einmal um, machte eine geheime Gebärde und schrie:

„Ihr könnt's mich alle miteinander . . ."

Das war sein Abschied. Wie man später erfuhr, durfte er auf besondere Verwendung einflußreicher Personen das Schuljahr im Brixner Gymnasium beenden. Die Innsbrucker Anstalt lehnte ihn ab, denn Professor Zeindl hatte kurz und bündig erklärt, daß er bei fernerem Verbleiben dieses Menschen im Gymnasium der Hauptstadt sein Gesuch um Übernahme in den Ruhestand einreichen und den Unterricht abbrechen werde. Und mit dem im ganzen Lande ungemein verehrten Priester wagten auch jene nicht anzubinden, bei denen Naturen wie Altböck beliebt und als vielversprechend angesehen waren.

Vitus, der sich längst an regelmäßige Erledigung seiner Arbeiten und an Aufmerksamkeit in den Unterrichtsstunden gewöhnt hatte, verlor allmählich auch das demütigende Gefühl, das ihn früher bei seinen häufigen Schwierigkeiten in der Schule befallen hatte. Dennoch mühte er sich nicht, über ein gewisses wohlanständiges Mittelmaß hinauszukommen. Seine geschultere und freiere Selbstbeobachtung ließ ihn seine geringe Begabung für

Mathematik und Physik erkennen und Unlust stellte sich nur mehr im Unterricht im Griechischen ein, freilich gefördert durch die entsetzlich methodische und dürre Art, mit der Karfreiter die Stunde in eine Zeitspanne voll gähnender Langeweile verwandelte. Die einzige Würze dieser Öde bestand nur in den zahlreichen „Fußangeln", wie der alte Schulfuchs die in den von ihm verfaßten Schularbeiten verborgenen Fallen nannte. Die Wahrscheinlichkeit, mit der der größte Teil der Schüler einen falschen Aorist anwendete oder ein seltenes Zeitwort, das zu gebrauchen eigens im Text vorgeschrieben war, nicht zu biegen wußte, bereitete ihm großes Vergnügen, fast mehr noch aber die Schattierung der Notenziffern durch Bruchzahlen oder Minusstriche. Aus diesem Zahlenallerlei pflegte der Krax dann am Ende des Schuljahres mittels einer geheimgehaltenen verzwickten Rechnungsart die endgültigen Zeugnisnoten herauszutifteln. Aber immerhin konnte Vitus dem Tage der Zeugnisverteilung, der mit den schönen, immer goldener scheinenden Sommertagen näherrückte, unbesorgt entgegensehen. Der Vater machte auf Wunsch des Arztes eine Ruhekur durch, schlief viel unter Tags und schien sich wieder etwas zu erholen. Aber in die Augen

der Mutter war ein ängstlich gespannter Ausdruck getreten und eines Tages, als man zur Ruhe ging, ergriff sie die Hand des Sohnes und flüsterte: „Bet auch, Vitus, daß uns der liebe Vater erhalten bleibe!“ Da ward ihm klar, daß das ahnende Gefühl der Mutter auch ohne die Mitteilung des Arztes, die er, Vitus, ängstlich hütete, die Gefahr erkannt hatte, die über dem Hause im blühenden Garten und über dem heimlichen Glück schwebte.

Bei den Freunden schien sich alles zum Besseren wenden zu wollen. Plöchhammer kam wieder regelmäßig ins Gymnasium, er hinkte wohl stärker als früher, aber die bohrenden Schmerzen im kranken Bein waren seit dem letzten Eingriff verschwunden. Heruckers fahle Wangen, die ein schwarzer Bartflaum zu überwuchern begann, zeigten allmählich wieder Farbe. Vitus war in der letzten Zeit häufiger in die Schmiedewohnung gekommen, vielleicht nicht ganz ohne Ichsucht, denn Vinzenz Plöchhammer hatte eine wundervolle Gabe, ihm über die mathematischen und physikalischen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, mit denen er allein ziemlich hilflos kämpfte. Manchmal kam auch das „Judenbubele“, wie der Alte Isidor mit Wohlwollen nannte, und half mit. Ihm waren diese Dinge ein

Spaß und die verwickeltsten Gleichungen löste er sozusagen im Kopf. Selten erschien in der Feierstunde Malzey, dessen Brustkasten sich ausdehnte und dessen Armmuskeln hart wurden, und betonte unbefragt und hartnäckig, wie zufrieden und wohl er sich als Handwerker fühle.

Eines Abends, als sie im Garten saßen und Bier tranken, erschien er frisch gewaschen, auf dem blütenweißen Hemd den roten Seidenschlips, hieb Isidor derb auf die Schulter, daß er erschrocken zusammenfuhr, tat einen tiefen Zug aus Vitus' Glas und setzte sich dann an den Lattentisch, die Virginia im Mundwinkel.

„Nun, Euer Hochgelahrt," wandte er sich an Vitus, „wollet mir doch eine Liebe tun, Euer Gestrengen! Da schau her, ob du das lesen kannst!" Und er reichte Vitus einen fleckigen, französisch geschriebenen Brief hin.

Vitus sah nach den ersten Zeilen, daß dieses Schreiben in jenem Patois abgefaßt war, dessen sich wallonische Arbeiter bedienten. Er kannte die Sprache aus seinen Kinderjahren, aus Ferientagen in des Großvaters Fabrik ziemlich gut.

„Lies vor!" rief Malzey und stemmte die Arme auf den Tisch, die weiß mit schwarzen Poren be-

deckt aus dem aufgekrempelten Hemd kamen. Vitus bemerkte, daß auf dem rechten Unterarm in leuchtendem Rot zwei Fahnen und ein verschlungenes Händepaar, sowie die Buchstaben K. F. tätowiert waren. Er las:

„Cher camarade! Lieber Kamerad! Ich bin zur Zeit in der Glasfabrik Bruart in Seraing und habe viele Kameraden gefunden und angeworben. Nach Deinem dreckigen Österreich komme ich nicht so bald zurück, auch sind die Mädchen hier lustiger und machen weniger Geschichten als bei Euch. Du sollst Dir auch einmal die Welt besehen. Es wächst allerlei in der Stille, was einmal blühen wird, so daß die Schweine, die uns jetzt ausbeuten, die Hosen voll haben werden, wenn es so weit ist. Ich kann das Deutsche nicht schreiben und deshalb sage der Kleinen, die Du kennst, es tut mir leid, daß sie von mir ein Kind bekommt. Sie soll es aufziehen in Liebe für die Armen und in Haß gegen die Reichen. Ich habe mich arg verbrannt im Glasofen und habe Zeit zum Schreiben. Es ist die linke Hand, die Seite und auch der linke Hintere hat sein Teil. Das macht nichts. Schreibe bald, ich kann das Deutsche gut lesen, nur nicht schreiben. Tod den Kapitalisten! Gruß an die Freunde! Dein

Henri Bottin, 17 rue des Moulins, bei Madame Gilles."

„Großartig!" rief Malzey und riß den Brief wieder an sich. „Das ist ein Kerl, der Henri!"

„Fein ist der Brief gerade nicht!" meinte Isidor.

„Fein? Ah, fein sind wir nicht, Herr Isidor Geduldig. Die Feinen seid Ihr. Aber nur langsam! Na — wie der Herr Baron Hochschreck! Im Gymnasium hat er nichts dagegen gehabt, wenn ich in der Zwischenstunde mein Weckerl mit ihm geteilt habe. Zu fressen hat er ja nichts gehabt, der Bettelbaron. Aber nobel tun, das ja! Und wie ich vor ein paar Tagen auch bei so einem Kerl, dem Grafen Pinti, am Hausforschloß gearbeitet hab, ist er auf Besuch gekommen. ‚Servus Hochschreck!' hab ich gesagt. Da hat er mich so gewiß, versteht Ihr, von oben bis unten angeschaut und hat gesagt: ‚Guten Tag!' So schön durch die Nase hat er das gesagt, wie der Isidor, der drei Sprachen spricht, deutsch, hebräisch und durch die Nas — der blöde Kerl! Das nächste Mal werd ich ihn zu etwas einladen — —"

„Aber geh, du wirst dich doch nicht über den Affen ärgern," sagte Vinzenz begütigend und zündete seine Pfeife mit der schön gemalten Fliege an. Vitus,

der ganz verloren gewesen war in Gedanken, die der Brief des belgischen Arbeiters in ihm hervorgerufen hatte, fühlte eine leise Röte in sein Gesicht steigen und dachte daran, wie er vor kurzem in einer dünkelhaften Anwandlung dem alten Schulgefährten ausgewichen war, bloß weil seine Kleidung die eines Handwerkers war und dann vielleicht aus einem Hochmut, der dem Hochschrecks verwandt war. Umsomehr stimmte er in die Mißbilligung von Hochschrecks Benehmen ein, obschon eine leise innere Stimme ihn der Falschheit zieh. Jetzt wie so oft merkte er mit unbehaglichem Staunen, daß ihm viel fehle zur inneren Festigkeit und zum ehrlichen Bekennen seines Empfindens. Solche Niederlagen vor sich selbst schmerzten ihn lange und die Strafe der Selbstverachtung, die ihm das Schwanken seiner Gefühle eintrug, wirkte nach und quälte ihn. Die ruhelose Fragenatur Isidors hatte sich unterdessen an dem sinnbildlichen Schmuck gefestet, den die Haut des Schmiedelehrlings trug, und Malzey machte gar kein Hehl daraus, daß die Buchstaben K. F. kommunistische Föderation bedeuten. Die prahlerischen Erklärungen, die er an diese Bezeichnung knüpfte, waren den anderen drei so gut wie unverständlich und seine geheimnisvollen Andeutungen

ließen ihnen das Ganze als eine jugendliche Torheit, etwa von der Art der Hercynia erscheinen. Isidor, dessen brennender Ehrgeiz stets rege war, erzählte in der ersten Gesprächspause, daß sein Vater Mitglied eines Geheimbundes wäre, der, „B'nai Brith" heißend, über ungezählte Millionen verfüge, und Vitus wieder erklärte, daß sein Großvater und sein Onkel Marlemont Freimaurer seien und daß von seinem Urgroßvater her noch ein kleiner silberner Sarg da sei, den dieser an der Uhrkette getragen habe und in dem etwas verborgen wäre, aber man könne ihn nicht öffnen. Malzey rief, er solle ihn nur mitbringen, das Öffnen wolle er schon besorgen. Aber da kam der alte Plöchhammer und damit hatten solche Gespräche ein Ende.

Sie saßen noch lange, indes die Amseln in den Büschen sich zusammenschrillten, und lauschten andächtig der Geschichte von der Herberge im Walde, die der Alte noch gesehen hatte. Da stand in der Mitte des Schlafraumes eine dicke runde Säule und um diese Säule ordnete der Wirt die Strohlager der müden Gäste so an, daß die Kopfpolster alle sternförmig an der Säule lagen. War dann alles in tiefen Schlaf versunken, dann löste sich

oben der breite Ring, der die Säule als Aufsatz zu schmücken schien. Dieser schwere breite Ring fiel krachend herunter und tötete alle Schläfer zugleich. Einmal aber kamen sechs Studenten in die Mordherberge, darunter war einer, der Ahnungen hatte. Er bewog seine Kameraden mit ihm zu wachen, und so sahen sie um Mitternacht, wie die höllische Maschine dort niedersauste, wo ihre Köpfe hätten liegen sollen. Da zogen sie ihre Stoßdegen und warteten an der Türe, und als der Wirt und die Wirtin mit Licht nachsehen kamen, Messer und Beil in Händen, fuhren ihnen die schmalen scharfen Klingen durch den Leib.

Solche Erzählungen waren für Vitus wie ein erregender Trunk. In dem Verlangen, in längst vergangene Zeiten unterzutauchen und sie aus eigenem mit jener blühenden Romantik zu schmücken, die ein Erbteil deutschen Blutes ist, fand er sich auf das Innigste mit Herucker. Und beide waren sie am liebsten in Malzeys Gesellschaft, wenn dieser sich nicht in wirren und großsprecherischen Reden gefiel, sondern eine weichere Stunde hatte und die Gitarre vom Nagel nahm. Er war trotz seiner vom Handwerk mitgenommenen Finger ein vollendeter Künstler auf der Zupfgeige. Dann saßen sie und sangen im

abenddunklen Garten unter Funkelsternen und der blanken Mondsichel „Innsbruck, ich muß dich lassen —“ und andere Lieder, die vor Hunderten von Jahren aus der betrübten Seele wandernder Bursche ans Licht gekommen waren. Aber Malzeys friedliche Stimmung hielt selten lang an. Isidor Geduldig erkannte sein inneres Wesen am schärfsten. Einmal, als sie nach Hause gingen, sagte er unvermittelt: „Wie es dem Malzey weh tut, daß er nicht mehr studiert und wie er seinen Vater haßt! Alles, was er redt, seine Wut gegen alle, sein ganzes Schimpfen auf die Welt — wen meint er? Nur seinen Vater —.“

Einmal begegnete Vitus der ganzen „Hercynia“, die aus der Vorstadtkneipe kam. Es dämmerte und er dachte, sich in den Anlagen an den einstigen Gefährten vorbei zu schleichen. Aber der kleine Obermayer erkannte ihn und machte Spadini auf ihn aufmerksam. Da umringten sie ihn und Spadini blies ihm seinen Bieratem ins Gesicht. „Servus Musterknabe,“ rief er, „gehst vielleicht zu deinem roten Katzerl?“ Vitus zwang sich zu einem Lächeln und kehrte mit ihnen um. In den Späßen, die Spadini und andere mit ihm machten, lag etwas wie Händelsucht und er fühlte, daß man seinen

raschen und scheinbar unbegründeten Austritt aus der verbotenen Verbindung mit einer Geringschätzung betrachtete, die fast jener glich, mit der man Angeber behandelte. Das verletzte ihn tief, obwohl er sich nichts merken ließ und nebenbei überkam ihn etwas wie Sehnsucht nach der Zeit, in der ihm die Zugehörigkeit zu diesem blau-rot-goldenen Bunde als die wichtigste Sache seines Lebens erschienen war. Seine offenkundig schmerzliche Verstimmung versöhnte die anderen und sie ließen von Stichelworten ab. Dennoch brannte die belanglose Begegnung tagelang in ihm und er zerquälte sich, Sätze und Worte nachträglich zu finden, die er hätte entgegnen sollen. Erst mit den Tagen, die kamen und gingen, nach vielen Stunden wechselvollen Inhalts schwand allmählich die rätselhafte Bitternis des Unverstandenseins und Verkanntwerdens aus seiner Gefühlswelt. An einem regnerischen Sonntagvormittag, den die Mutter zum Erledigen einiger Besuche benützte, war Vitus mit dem Vater allein auf der Veranda und sprach einem Antrieb folgend vom Geigei und von Christian Prutzer, von denen er bisher, wenige gleichgültige Bemerkungen nach seiner Rückkehr aus Vernauts ausgenommen, geschwiegen hatte. Nun staunte er über die lebhafte

Anregung, die seine Mitteilungen dem Vater bereiteten. Die Überreste verschollener Kulte, die sich in dieser ganz abgelegenen Hochgebirgsgegend erhalten zu haben schienen, erinnerten den Professor an die Vorarbeiten zu einer größeren Arbeit, die liegen geblieben war und sich mit derartigen selbst gesammelten Dingen hätte befassen sollen. Der Vater hatte Reste der persischen Mithrasreligion, die von Legionären nach Rhätien gebracht worden war, entdeckt, hatte in Trient jenen Umzug zu Ehren der bona dea, der Erntegöttin, gesehen, bei der zwei Frauenbrüste auf einem Polster getragen wurden. Nur waren sie aus einem Sinnbild der Fruchtbarkeit zu dem Märtyrerzeichen der heiligen Agathe geworden, die die Heiden um ihres Glaubens willen also verstümmelt hatten. Der gallische Gott, dessen Holzbild der Geigei errichtet hatte, gehörte ebenso zu den Vertriebenen, wie ein Heiliger, der gut fürs Vieh war und mit Hosen aus rauhem Fell abgebildet wurde, so daß man den Pan noch deutlich in ihm erkannte. Das ganze Land war voll von einem Heidentum, das durch einfache Umwandlung der Kirche dienstbar gemacht worden war. Wer die Starrheit der Gebirgsbewohner in Glaubenssachen kannte, dem war es klar, daß sie

nur auf solche Art, mittelst Belassung des Gewohnten und fast unmerklicher Veränderung sehr langsam einem neuen Glauben gewonnen werden konnten. Auch in Christians Pantheismus, der sich von dem tiefsinnigen Wesen des alten Angelus Silesius nährte, meinte Professor Venloo überkommene Gefühle und ganze Geschlechter überspringende Anschauungen von Vorfahren wiederzufinden. Er kam in Eifer, machte sich Aufzeichnungen und faßte ernstlich und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit den Plan, bei einsetzender Genesung für einige Zeit nach Vernauts zu gehen. Vitus mußte ihm sogleich eine Mappe aus den Tiefen eines Schrankes hervorsuchen, deren Aufschrift „Die Spuren vergessener Götter" den von ihrem Gespräch berührten Inhalt verriet und das Blatt mit der zitterig gewordenen Schrift kam hinein. Dieser graue warme Regensonntag im Sommer blieb dem Sohne unvergeßlich und verstärkte die Gemeinsamkeit mit dem Vater, erhöhte aber auch sein Bangen um dieses Leben und um die wertvolle Seele in dem schadhaften Gehäuse des verfallenden Körpers ins Unermeßliche.

Von den Bäumen, unter denen Vitus durch den Garten schritt, fielen noch grüne, aber schon sommermüde und kranke Blätter. Er streichelte des Vaters

Jagdhündin, die ihm steifbeinig nachlief und sah auf einmal, daß das Tier alt geworden war. In einer Rose, die er vom kerzengeraden Stock niederbog, saß ein goldgrüner Käfer und fraß von ihren Herzblättern, und die Blume, von klaren Tropfen besprengt, schien Tränen zu weinen. Ein kleiner Vogel rief immerfort zwei leise schluchzende Töne im Jasminbusch. Der Tod lauerte in den Hecken. Man sah ihn nicht, aber er war da und schlich um das Haus, blickte vielleicht durch das Fenster in des Vaters Studierstube — —

Fast gleichgültig nahm Vitus an einem der nächsten Tage sein Zeugnis in Empfang und staunte vor sich selbst über die geringe Freude, die er beim Anbruch der sonst so stürmisch begrüßten Ferienzeit hatte. Es gab ein großes Händeschütteln und Durcheinanderrufen der verschiedensten Sommervorhaben.

Herucker war traurig als der Freund ihm erklärte, er wisse nicht, ob er nach Vernauts kommen könne. Der Vater sei zu krank, er traue sich nicht fort. Aber Vitus versprach später nachzukommen. In dem Augenblick, in dem er das sagte, wußte er mit grauenvoller Gewißheit, daß dies nicht der Fall sein würde, nie mehr vielleicht —. Und so schieden sie.

Am Abend dieses Tages hatte Professor Venloo einen schweren Anfall seines Leidens. Ein rasender unerwartet eintretender Schmerz benahm ihm den Atem und Todesangst umfing ihn. Der schnell herbeigerufene Doktor Hundertpfund gab ihm aus einer kleinen blinkenden Spritze den Trost des Morphiums. Später erschien auch Professor Nigg und machte ein betrübtes Gesicht. Sie gaben etliche Verhaltungsmaßregeln und verließen dann sichtlich gedrückt das Haus. Vitus hörte das Wort „Coronararterien". Dieser Ausdruck quälte ihn bis in den Schlaf der folgenden Nacht.

Am Morgen ging es dem Vater besser, aber in seinen Mienen stand die Angst vor einem neuen Anfall geschrieben. „Es ist, wie wenn eine eiserne Faust das Herz zerdrücken wollte —" sagte er. „Nun weiß ich, was sterben heißt." Die Mutter wischte unaufhörlich die rollenden Zähren und hielt mit der anderen Hand die des Kranken fest. Aber schon am Abend fühlte sich der Vater frischer als je und aß mit Lust, scherzte sogar über seine eigene Wehleidigkeit.

Vitus ging, von einem schrecklichen selbstquälerischen Trieb befallen, mit Vorliebe in den botanischen Garten. Dort führte ein Weg an den anatomischen

Lehrsälen der alten Universität vorbei. Durch die Fenster sah man in gewölbten niedrigen Zimmern Leichenteile auf Blechtischen liegen, sah braungewordenes, lackbestrichenes Muskelfleisch mit grellrot und hellblau gefärbten Blutgefäßen. Gerippe, schneeweiß gebleicht, standen an der Wand, mit Drahtspiralen am Kiefer und Häkchen in der abhebbaren Schädelplatte. Und unweit davon, mitten im Garten, stand an einem schlammigen Becken, in dem Schwimmkäfer und Wasserwanzen rückten, ein Glaskasten, in dem der Sonnentau mit klebrigen Froschfingerchen neugierige Fliegen an sich drückte und langsam verdaute. Andere böse Pflanzen standen daneben. Der Blasenstrauch, der die Haut verbrannte wie glühendes Eisen und der Dubenbaum, von dem blasse scheue Mädchen heimlich Blätter rupften, das keimende Leben hassend, das in ihnen wuchs und drohte.

Böse Tage waren das, nebelig und drückend schwül vom giftigen Wind, der auch zur Sommerszeit vom Süden kam und die Nerven der nicht Bodenständigen verwirrte. Die Mutter und Vitus litten an halbseitigem Kopfschmerz und der Vater atmete schwerer. Staub flog in Wirbeln auf den Gassen, Ziegel klapperten von den Dächern, der Garten

sah trostlos aus und die Vögel schwiegen. Nachts riefen jammernde Stimmen. Doktor Hundertpfund kam täglich, verschrieb Tropfen und heiße Handbäder, die erleichternd wirkten. Die Mutter lauerte ihm auf wenn er fortging und bestürmte ihn mit bittenden Fragen. In ihrer Verzweiflung sprach sie von Operationen und Wallfahrten in einem Atem. Der alte Arzt beruhigte sie ernst und feierlich, ließ sie aber doch in sanfter Weise ahnen, daß sie gefaßt sein müsse — —

„Armer junger Freund," sagte er bei der Gartentür zu Vitus, „der große Augenblick, der uns allen bevorsteht, ist nicht mehr fern. Denken Sie an Ihre Mutter und seien Sie tapfer."

Es war für Vitus bitter schwer, nach solchen Worten ruhig erscheinend ins Krankenzimmer zurückzukehren, in dem der Vater guter Laune, nur durch mäßige Atemnot manchesmal leicht beunruhigt las oder plauderte. Vitus sah ihn oft mit vielen Zweifeln an. Wußte er, daß sein Ende nahe sei? Oder hoffte er auf Genesung?

Ein zweiter stärkerer Anfall, der aber wie der erste vorüberging, folgte. An diesem Tage traf Vitus Grete Kluibenschild in der Apotheke, wo er ein Rezept abzugeben hatte. Sie nickte ihm fast un-

merklich mit dem Kopf und wartete draußen auf ihn.

„Wann kommst du wieder?" fragte sie leise, als er aus dem Gewölbe trat.

„Mein Vater ist sehr krank," sagte er düster.

„Ach, nur das?" lachte sie. „Ich meinte, du seiest böse auf mich. Also komm bald — gelt?"

Sie wartete seine Antwort nicht ab und ging eilig die Straße hinunter. An der Ecke sah sie sich noch einmal um. „Ach, nur das?" Eine sinnlose Wut befiel Vitus. Gans! Ach, das Leben von tausend solcher Tierchen ist das eine große Leben nicht wert, dachte er. Der Zufall wollte es, daß ihm nach wenigen Schritten Adelheid Weinschenk begegnete, seidenrauschend und strahlend wie die Sonne am Himmel. Ein Säbel klirrte neben ihr, eine bunte Mütze leuchtete. Mit welcher Knabensehnsucht hatte er die Schöne, Unerreichbare der Paradieseswelt, der beneideten „Erwachsenen" angehörende von fern geliebt, schmachtend und unglücklich wie Herucker, berauscht von romantischen Einbildungen und Pagenträumen. Da ging sie — ihr Lachen klang hoch und schrill. Sie saß wohl auch zu Zeiten in einem Gartenhaus oder sonstwo und hatte sich einen bestellt zum Küssen und Be-

kasten, vielleicht zu mehr — —. „Ich war dein Herrucker," dachte er, „aber du hast es nie gewußt — Gott sei Dank!" fügte er hinzu und warf den Kopf in den Nacken.

In den Augen des Vaters war etwas Seltsames. Wenn er still dasaß und hastig kurz atmete, wanderten seine Blicke langsam von der Mutter zum Sohn, blieben eine Weile unbewegt versunken und gingen dann wieder zu der, die seines Lebens treue und stille Gefährtin war. Es lag keine Angst darin, aber etwas Schweres doch. Diese Blicke tranken, tranken unersättlich das Bild der zwei Menschen in sich ein, denen sein Leben gehörte, als wollten sie etwas in den langen Schlaf hinübernehmen, um davon zu träumen — etwas Liebes, das ihm allein zu eigen war. Er klagte nicht, war immer gleichmäßiger und heiterer Laune, aber doch war es Mutter und Sohn, als läge schon ein überirdischer Schein auf dem geliebten Antlitz.

Am Morgen des ersten August marschierten Soldaten durch die Straße. Die Musik spielte das jubelnde Kriegslied vom Prinzen Eugen. Brausend und schmetternd flogen die Töne ins Zimmer, wurden leiser und verschwebten. Da richtete sich Professor Venloo plötzlich schwankend auf, als

wolle er ans Fenster treten. Vitus sprang hin, den Vater zu stützen.

„Laß mich nicht fallen, Vitus — — ich falle ja — —“

Die Stimme brach. Der Körper sank in den Stuhl zurück, das Gesicht wurde ganz dunkel. Nur die Augen lebten — irrten angstvoll. Die Mutter schrie auf, aber Professor Venloo hörte das Wort nicht mehr, das sie rief. In dem kurzen Krampf der Todesangst, aus dem er zweimal ins Leben zurückgekehrt war, war diesmal die Seele entflohen, in den blauen Tag hinaus, ins Sonnenlicht — in die Wolken —. Professor Dr. Peter Venloo war tot. Betäubung fiel schwer und bleiern auf Vitus, hielt die Tränen in den brennenden Augen zurück. Stimmen, Schreie kamen und verstummten. Dienstmädchen heulten auf, der Baß des Arztes sprach aus der Erde, in tiefer Stille wurde ein Hörrohr auf die entblößte, regungslose Brust gesetzt. Tröstende Worte, Weinen und Weinen. Vitus fand sich an des Vaters Schreibtisch, Telegramme schreibend. Ein schnapsduftender Herr mit trauerfaltigem Gesicht stellte sich als Vertreter der Leichenbestattungsgesellschaft vor. Ein Zimmer wurde ausgeräumt. Fremde Füße polterten

überall, Blattpflanzen kamen, ein silberglänzender Sarg, ein gesticktes schweres Samttuch.

„Vitusche, wie sich dein Vater gefreut hat — an dem Tag, an dem du zu uns gekommen bist," klang es wildschluchzend an sein Ohr. Er hielt die Mutter an sich gedrückt und sah mit fürchterlicher Genauigkeit, daß ein kleines Wasserfarbenbild mit kämpfenden Hirschen schief an der Wand hing.

Nachts sah des Vaters stilles Gesicht zum Fenster herein. In der Früh mußte sich Vitus erst besinnen; der Vater war ja tot!

Onkel Marlemont kam als erster. Seine Schläfen waren silberig geworden, um seine kühlen blauen Augen lagen feine strahlige Runzeln. Vitus empfand fast feindselig den Wohlgeruch seines Taschentuches. Das leise Knarren der Lackschuhe störte ihn. „Ich wollte gerade nach Trouville!" sagte der Onkel, „wer hätte das gedacht!" Tante Bettina erschien, beleidigt durch irgendeine mangelnde Rücksicht wie immer, Tante von Reßlich, die in der Familie „von Gräßlich" hieß, ein Verwandter, der preußischer General war und zum weißen Haar ein pechschwarzes Wrangelschnurrbärtchen trug. Und am nächsten Morgen hüstelte gebückt und sorgenvoll die Geld-

umstände erwägend Großpapa Francois Marlemont im Hause herum, mit Fragen, aus denen Vorwürfe klangen. Vitus war krank und elend und sehnte sich nach dem Alleinsein mit der Mutter.

Am dritten Tage schloß sich der Sargdeckel über dem kleingewordenen Gesicht des Toten und der Goldeinsatz eines Vorderzahnes, der aus den halboffenen Lippen geblinkt hatte, verschwand damit. Dieses Stückchen Gold und eine Fliege, die aus dem Mund des Toten gekommen war, blieben Vitus noch lange in entsetzlicher Erinnerung.

„So a schöne Leich!" sagte die Frau des Schuldieners, als der Sarg hinausgetragen wurde. Vitus sah sie erschrocken an. Sie stand mit so viel anderen fremden Menschen im Garten. Irgend jemand schnitt sich kaltblütig eine gelbe Rose ab. Vitus sah es ganz deutlich, und doch so, wie man im Traum sieht. Studenten mit bunten Schärpen und Schlägern begleiteten den Wagen mit den Rappen. Offiziere klirrten mit Sporen, Kleider rauschten. Ein Posaunenchor klagte auf, rief düster schmetternd zum Jüngsten Gericht. Man stützte die Mutter und brachte sie dann ins Haus zurück. — Schwarze Talare und Goldketten, lange Stäbe mit den Abzeichen der

Fakultäten, Kränze mit farbigen Schleifen — —. Ganz unwirklich war das doch. Und das lehmgelbe längliche Loch, die polternden Schollen, die Seile, die emporschwirrten. — — „Hier ruhet Antonius Köllenpacher, seines Alters vierundsiebzig Jahre," las Vitus auf einem eingesunkenen verwitterten Stein. Tauben flogen grau und weiß um den kleinen Turm der Kapelle, in der ein hölzerner Riese stand und glotzte. Er hielt die Zunge eines Drachen in der Hand. Weihrauch qualmte auf, eine tiefe und eine hohe Stimme wechselten ab, ein Silberdeckel rasselte in den Kettchen, die ihn hielten. „Et ex perpetua," Trrrah — trrrah — die Posaunen. „Vater — Vater!" schrie es tief, tief in der Brust und dieser Schrei, dieser stumme Ruf tat so weh.

„Kopf hoch, Junge!" sagte eine schnarrende Stimme, „und nun sieh mal zu, daß du deiner guten Mutter ne richtje Stütze wirst, Verstan'n?" Das war der General. Die Tanten rauschten und wehten mit schwarzen Schleiern. Der Krax nickte drüben mit dem gelben Kopf.

„Ich denke, wir essen im Tirolerhof." Eine gedämpfte Stimme sprach es. Die Stimme Onkel Ottos.

„Ich speise im Europe," sagte ein anderer.

Vitus ging mit dem Großvater, der vor sich hin-murmelte und sich heftig seines Krückstockes bediente, nach Hause.

Auch diese Tage vergingen.

VIII

So leer war das Haus vor der Stadt, so still und so verlassen. Der Beschluß war gefaßt worden, zu verkaufen und nach Graz zu übersiedeln. Die Mutter wollte in diesen Räumen nicht mehr bleiben.

Vitus strich verloren durch die Zimmer, die nach den vielen fremden Stimmen, die sie erfüllt hatten, doppelt schweigsam lagen. Jeder Schritt rief ein Echo wach, ließ irgend etwas Leises klirren. In einem Schrank standen des Vaters Jagdgewehre, hing eine Pfeife. Vitus nahm ihre durchgebissene Spitze in den Mund und legte sie wieder an ihren Platz. Auf dem Löschblatt des Schreibtisches standen noch immer die Bleistiftzeichen, die ihm beim Schreiben der Danksagungen so plötzlich ins Auge gesprungen waren. „Wohl unter die Röslein, wohl unter dem Klee." Eine Zeile aus einem Lied, die der Vater in wehmütigen Gedanken hierher gekritzelt hatte, in einer einsamen Stunde. An dem Tage, an dem Vitus diese Schrift entdeckt hatte, war ein erlösendes, sanftes

Weinen über ihn gekommen. Heute weinte er nicht mehr, so sehr ihm auch der immer neue Schmerz in die Kehle stieg. Die schwarze Miß lag blinzelnd auf der Gemsdecke, neben des Vaters abgenütztem Stuhl. Vitus streichelte sie und der Fahnenschweif wedelte dankbar. Der Tierarzt hatte davon abgeraten, den gichtischen Hund mit nach Graz zu nehmen. Vor dem Begräbnis war der Setter in den Keller gesperrt worden, weil er immer wieder heulend und winselnd in das Zimmer wollte, in dem sein Herr lag, in das Zimmer mit der für die feine Hundenase furchtbaren Witterung. — Die Hündin war zum Tode verurteilt, um sie vor bevorstehenden Qualen zu retten, vor einer völligen Lähmung, die sich ankündigte. Und doch war das alles so grausam.

Der Sohn saß auf des Vaters Platz und betrachtete die Dinge, auf denen so oft der Blick des Entschwundenen geruht hatte. Die wassergefüllte Glaskugel, in der ein Männlein mit aufgespanntem Regenschirm lauerte — drehte man sie um und stellte sie wieder hin, dann begann es in dieser winzigen, runden und durchsichtigen Welt lustig zu schneien. Da stand im verschnörkelten Silberrahmen die junge Mutter glückselig auf den kleinen Vitus

im getupften Kleidchen und Spitzenhaube herniederlächelnd, ein malayscher Ibis als Papiermesser, von Onkel Otto geschnitzt, lag neben einem Aschenbecher aus zimmtrotem, mit goldenen Flitterchen durchsetzten Aventurin. Der immerwährende Kalender mit englischen Monatsnamen stand noch da. Die kleine kostbare Altwiener Uhr, ein „Zappler" mit dem rastlos tickenden Pendel fehlte. Die hatte Onkel Otto als Andenken erhalten, schon deshalb, weil er sie immer bewundert hatte und vielleicht auch, weil sie im Augenblick des Todes unheimlich mitfühlend stehengeblieben war.

Frau Venloo war seit dem Tode ihres Mannes viel in der Kirche. Ihr tiefer Glaube war ein starker Trost und Wall für den Schmerz, der nicht abklingen wollte. Im geheimnisvollen Halbdunkel der alten Gotteshäuser, in denen es von Goldlichtern und strahlendem Schnitzwerk funkelte, im eigenartigen Gemisch der Düfte von erkaltetem Weihrauch, vom Öl, das sich in den Ampeln hinter rotem Glase in Flämmchen verzehrte und vom grauen, uralten Stein, in dieser ganzen kühlen und feierlichen Ruhe, die nur von leisen Schritten und dem Murmeln und Wispern der Gebete unterbrochen ward, fühlte sie sich dem Himmel näher

gerückt, in dem ihr unaussprechlich geliebter Mann nun wohl aufgenommen worden war nach kurzer Läuterung in Fegefeuerflammen. Wenn sie nach inbrünstigem Gebet für sein Seelenheil, nach heißem Bitten um Wiedervereinigung nach Hause kam, lag ein heiterer Glanz auf ihren verhärmten Zügen, der Vitus trotz seines eigenen Unglaubens mit Ehrfurcht erfüllte. Er dachte oft an die Worte Professor Zeindls. Er war drei Tage nach des Vaters Tod bei ihm gewesen, hatte ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Mein liebes Kind, vergessen Sie nie im Leben, daß Ihr Vater dort oben auf Sie wartet. Und wenn sich jetzt Ihr junger Verstand auflehnt gegen das Dogma, so wenden Sie Ihr Herz doch nicht ganz von Gott ab. Er, der Allgütige, ist immer da, wenn Sie seiner bedürfen und er wird Sie auch dann hören, wenn Sie in anderer Weise zu ihm beten, als ich Sie es gelehrt habe." Sein durch die schwere Trauer geschwächtes Gemüt hatten diese Worte tief erschüttert. Vitus war einmal bei Regen zu des Vaters Grab gepilgert. Ein paar rasch gesetzte Blumen hatten sich eingelebt in den sinkenden Boden, aber das Holzkreuz stand schon schief. Im Herbst sollte die Überführung auf den Grazer Sankt-Peter-Friedhof stattfinden.

Zwei Monate blieben noch für Vitus, um Abschied von der Stadt im Inntal zu nehmen, die schönsten Monate des Jahres. Gewissenhaft suchte er alle Wege auf, die er mit dem Vater gegangen war und sah die eigene Trauer wie einen feinen Nebel auf dem Landschaftsbild liegen. Eine schwache Pein begleitete ihn stets, der Kummer, mit dem ihn nachträglich jeder, auch der allerkleinste Verdruß, den er dem Vater bereitet hatte, beständig drückte. Längst vergessene, unbedeutende Vorfälle kamen wieder zum Vorschein und wuchsen ins Große. Wie sich der Vater einmal schmerzhaft an einen Dorn gestochen hatte, an dem Vitus trotz Abmahnung in ein Gebüsch kriechend, mit dem Rock hängengeblieben war. Er sah den hellroten Blutstropfen wieder und die ärgerlich schlenkernde Bewegung der Hand, die ihn befreit hatte. Die schlimmeren Auftritte dachte Vitus nicht zu Ende, es tat zu weh. Und eines war, über das er sich zergrübelte.

Als er dem Vater in einer der letzten Wochen seines Lebens vom Geigei und von Christian erzählt hatte, war das Gespräch von der Lösung, die er erhofft hatte, abgeirrt auf die Nebensachen, auf die Spuren der vergessenen Götter. Und Vitus

hätte um alles in der Welt gern gewußt, was der Vater von diesem Christian hielt. Nicht von seinem Glauben, nein, von ihm selbst, von dem Menschen Christian Prutzer. Es war versäumt worden, noch einmal diese Frage anzuschlagen, in deren Beantwortung ihm nur des Vaters Ansicht Sicherheit hätte geben können. Nun konnte er ihn nicht mehr fragen. Aber die ungewohnte Freiheit, die Vitus genoß, führte ihn auf allerlei Pfaden und mancherlei Art zur Wirklichkeit zurück und abseits von dem beständigen Versinken in sich selbst, und in das Reich der Erinnerungen. Ab und zu traf er doch mit ferienfrohen Gefährten zusammen und trank mit ihnen roten Wein oder dunkles Bier, tauchte in die kühlen grünen Wasser des Schwimmbades in Schloß Büchsenhausen.

Grete Kluibenschild lief ihm öfters über den Weg und an einem warmen Sommerabend kletterte er über die Mauer des Gartens. Aber er fand sie schnippisch und weit entfernt von jenem weichen Entgegenkommen, das ihn zur Winterszeit so sehr gerührt hatte. In ihren Augen blitzte es überlegen und spöttisch, als er sich ihr in einer Weise, zu der er sich berechtigt fühlte, nähern wollte. „Ich war schön dumm," sagte sie und setzte sich von

ihm weg. „Nein, mein Bruder kann jeden Augenblick kommen.“ So plauderten sie in einem lauernden, spöttischen Ton, als ob eines das andere fühlen lassen wollte, es liege ihm nicht sehr viel an weiteren guten Beziehungen. Gretl war in der letzten Zeit gewachsen und schlanker geworden, der Zopf in einer kunstvoll geflochtenen Haarkrone von Kupferglanz verschwunden und ihr Gesicht zeigte schärfere und ausgesprochenere Züge. Sie gefiel ihm tausendmal besser als früher, aber sein Stolz war wach genug, um ihn vor Lächerlichkeit zu bewahren. Allmählich aber merkte er mit Staunen, daß ihr Gespräch sich um Herucker zu bewegen begann und daß Gretl, vorsichtig allerdings, aber doch drängend, Kunde über die Vermögensverhältnisse des Freundes verlangte und ob es wahr sei, daß er der einzige Sohn des verstorbenen reichen Gerbers Herucker sei. Ja, dies sei wahr, sagte er, aber weshalb sie sich darum bekümmere. So halt. — Herucker sei ihr doch so zuwider gewesen? Nun, mein Gott, er scheine immerhin anständiger und ernster zu sein, als mancher andere und außerdem habe er ihr vor ein paar Tagen einen reizenden Brief geschrieben, falls dies für Vitus vielleicht wissenswert sei. Er wurde gereizt, fühlte etwas wie

zwiefache Eifersucht und sagte gerade heraus, er wisse nun schon um was es sich da handle. Herucker sollte eingefangen werden. Sie lachte hell auf und meinte, Vitus und Herucker seien ja beide noch Schulbuben, aber man könne nicht wissen — — Wenn es einer so treu und ehrlich meine, wie Herucker, käme es auch nicht darauf an, zu warten. Vitus erwiderte, sehr die Fassung verlierend, sie könne ja machen, was sie wolle.

Sie sah auf ihre zierlichen Lackschühlein nieder, die übereinander lagen uud sagte dann leise:

„Du gehst nach Graz. Mit dir ist's also nichts."

Vitus lachte auf.

„Ich bin, wie du richtig gesagt hast, ein Schulbub. Die Leute würden mich ja auslachen, wenn ich ans — ans Heiraten —"

„O bitte. Die Mela Ritter ist auch mit einem Studenten im ersten Jahr Medizin verlobt. Und in einem Jahr bist du ja auch auf der Universität. Der Bräutigam von der Mela ißt alle Tage bei ihren Eltern. Sie ist auch bald siebzehn, wie ich. Daß du mich nicht wirklich liebst, weiß ich. Aber der Herucker — der liebt mich und ich muß sagen, er ist nicht so übel."

„Nun, dann heirat ihn doch, oder verlob dich

wenigstens mit ihm," sagte Vitus verletzt und stand auf. „Aber daß du mir das erzählst —"

Sie sah ihn aus halbgeschlossenen Augen hochmütig an.

„Gott — warum denn nicht? Ärgert es dich vielleicht?"

„Ärgern?" er lachte. „Aber der Herucker tut mir leid, der Arme!" Zornrot sprang sie auf.

„Jetzt seh ich erst, wie gemein du bist. Ja, ein gemeiner Kerl bist du, sonst nichts. Geh doch gleich zu ihm und erzähl ihm —" Sie brach in Schluchzen aus.

Vitus geriet auf einmal in furchtbare Verlegenheit. Die Rolle, die er da spielte, kam ihm sehr unwürdig vor und ein starkes Schuldgefühl machte ihn vollends unsicher. Zudem bereitete ihm ihr lauter werdendes Weinen Angst. Er wartete, unschlüssig, was er tun sollte und rief sie sanft und versöhnend beim Namen. Aber sie winkte ihm heftig zu gehen. Er stand noch immer. Da brach sie plötzlich mit tränennassen Wangen in ein unangenehm klingendes Lachen aus und rief:

„Du kannst schon gehen, du. Wir zwei haben nichts mehr zu reden. Und daß du mir ja nicht wieder kommst. Übrigens kannst du es ihm ja

sagen, wenn du willst," setzte sie leiser hinzu und schürzte höhnisch die Lippen. „Wir werden ja sehen, wem er glaubt, dir oder mir!"

Und dann sprang sie auf und rief laut und schrill: „Theo!" „Ja, was ist denn?" kam die Stimme des Bruders vom Hause her.

„Komm her — ich muß dir was sagen!"

Da eilte Vitus zur Mauer und kletterte hinüber, erschreckt und beschämt. Er sah sich nicht mehr um. „Hoscht Äpfel g'schtohlen?" rief ihm ein Mann nach, der stehengeblieben war und lachte.

Zu Hause schrieb er aufgeregt mit jagenden Pulsen an einem Brief, der Herucker in Vernauts finden und aufklären sollte. „Ich habe dich verraten" — „Ich halte es für meine Pflicht" — „Verzeih mir, daß ich dir Schmerz bereite." Fünf, sechsmal fing er an, zerriß die Bogen, stopfte sie in den Ofen und ließ sie in Flammen auflodern. Es ging nicht. Er konnte das nicht tun. „Was hast du, Vitus?" fragte die Mutter beim Essen. „Du siehst so blaß aus. Fehlt dir was?"

Am anderen Tag strich er in der Nähe des Gartens herum. Hochschreck, der aus der Schwimmschule kam, rief ihn an, und so mußte er ihn begleiten, ohne Gretl gesehen zu haben. Das Näseln,

das sich der Freiherr angewöhnt hatte, und die Art, wie er von seinem „Ferd" sprach, die Andeutungen, daß er nachmittags bei einer Dame zum Tee geladen sei, nötigten Vitus trotz des Unechten, das er wohl erkannte, widerwillige Bewunderung ab. Der aufgeschossene junge Mann in sorgfältiger Kleidung, die sehr von seiner früheren Unbekümmertheit in solchen Dingen abstach, die nachlässige Form, in der er von „Weibern" erzählte, waren für Vitus etwas Neues. Auch schien die Geldlage des früher so bedürftigen Freundes sich erheblich gebessert zu haben, denn er entnahm seiner wildledernen Brieftasche einen Schein und bezahlte, seine Vergeßlichkeit entschuldigend, die sämtlichen kleinen Schulden, die er in den letzten zwei Jahren bei Vitus gemacht hatte. In einer kindischen Anwandlung es ihm gleich zu tun, machte Vitus Bemerkungen, daß auch er eben von einer recht netten Zusammenkunft käme. Weise und überlegen warnte ihn Hochschreck, mit Weibern ja vorsichtig zu sein. Vitus wisse ja, daß voriges Jahr bei ihm, Hochschreck, sich unangenehme Folgen eines Erlebnisses mit „so einer Person" eingestellt hatten. „Mali, glaub ich, hat das Luder g'heißen!" sagte er wegwerfend und ließ das dünne Stöckchen durch die Luft pfeifen.

Und auch Vitus fand nichts Wunderliches dabei, daß der vornehm gewordene Freund sich auf einmal nicht mehr genau an den Namen jener Köchin erinnerte, die sozusagen den Grundstein zu Hochschrecks nun offenbar sehr entwickeltem Liebesleben gelegt hatte.

Nachts hatte er einen sonderbaren Traum. Er saß mit dem Vater in dessen Arbeitszimmer und sie blickten beide in ein aufgeschlagenes dickes Buch. „Das ist von Christian," sagte der Vater, „es ist alles so einfach erklärt. Daß wir das früher nicht gewußt haben!" Und er zeigte mit dem Finger auf eine in Buddhastellung hockende menschliche Figur, der der Kopf fehlte. Statt seiner wuchsen aus dem Halse grüne Ranken, verzweigten und verstellten sich. Ganz einfach und mit durchdringender, fast schmerzender Klarheit sah Vitus hier den Lauf und Endzweck alles Lebens, die endlose Reihe von Ursachen und Wirkungen. Als er erwachte war ihm das Bild der Gestalt, die in grüne Ästelungen auslief, deutlich im Gedächtnis geblieben, aber die überwältigende Erkenntnis, die es geweckt hatte, war mit dem Traum verschwunden und nur das tote, dem Wachen unverständliche Sinnbild blieb. Auf dem Frühstückstisch lag ein warmer und

freundschaftlicher Brief von Herucker, voll von Trostesworten und auf dem freigebliebenen Blatt stand mit fremder schwerer Schrift geschrieben:

„Von Christian Prutzer an Vitus Venloo.

Die Kreatur ist mehr
in Gotte, denn in ihr —
zerwird sie, bleibt sie doch
in ihm noch für und für.

Ich sage, weil allein
der Tod mich machet frei,
daß er das beste Ding
aus allen Dingen sei."

Und aus dem Umschlag sank langsam ein leichtes, graues, dunkelgebändertes Federchen auf die Erde. Vitus hob es auf und erkannte es. Es stammte von einer kleinen Eule, deren Augen sich todesbang geschlossen hatten.

Sein Herz schwoll und noch in den Vormittagsstunden schrieb er einen langen Brief an Herucker. In gewundenen, ängstlichen Sätzen suchte er ein Geständnis zu verbergen und ohne das Mädchen zu verraten, dem Freunde Warner zu sein. Ohne Überlegung klebte er den Umschlag zu, versah ihn

mit einer Marke und warf ihn in den nächsten gelben Blechkasten.

Aber schon am Nachmittag war er angsterfüllt beim Direktor des Postamtes, einem übellaunigen, im trostlosen Einerlei verschimmelten Beamten und erzählte ihm eine lange Geschichte, um den Brief wieder herauszubekommen. Der Beamte erklärte ihm unwirsch, daß er ihm einen mit fremder Adresse versehenen Brief nicht ausfolgen könne und außerdem käme er zu spät. Die Post ins obere Inntal sei schon vor einer halben Stunde auf den Bahnhof gekommen.

Nach vier bangen und ruhelosen Tagen kam die Antwort Johann Heruckers. Er schrieb kurz und einfach. „Ich bin nicht so schmerzlich berührt, wie Du fürchtest," hieß es. „Ich habe längst gefühlt was ich jetzt weiß, wenn Du auch jeden Namen vermeidest. Das böse Wort ‚Verrat', das Du gegen Dich selbst gebrauchst, genügt, um alles zu wissen. Es war alles nur ein Traum. Ich glaube, ich war schon seit längerer Zeit im Begriffe zu erwachen. Nun ist es vorbei. Dein Leid um den Vater ist größer als mein kleiner Schmerz. Ich drücke Deine Hand, Du lieber Freund, den ich nun auch verlieren muß. Ich danke Dir für

alles!" Und wie in jenem anderen Brief mit dem Federlein lag in diesem ein kleines Blatt, wieder von Christian beschrieben.

„Wir haben Dein gedacht und des langen Weges, der vor dir liegt. An irgendeinem Ziel werden wir uns finden." Vitus dachte viel über diese Worte nach und ging dann unbewußt in des Vaters Zimmer, um sich von ihm Rat zu holen. Erst an der Schwelle traf ihn wie ein schwerer Schlag und wie neues Weh das jäh aufzuckende Bewußtsein ins Herz, daß der Vater ja nicht mehr da sei.

Am anderen Tag grub Vitus neben dem Rosenbeet eine tiefe Grube, legte sie mit Tannenzweigen aus und bettete den Körper der schwarzen Hündin darauf. Da sie die ganze Nacht geschrien hatte und des Morgens nicht mehr aufstehen konnte, war der Tierarzt gekommen, der das arme Tier durch einen Stich mit giftiger Lanzette blitzartig rasch tötete.

„Wenn ihr Herr nicht gestorben wäre, hätte sie noch lange ausgehalten," sagte er, „aber Hunde stehen dem Menschen näher als dem Tier. Sie hat wollen sterben, weil ihr Herr dahin ist." Sehr schön polsterte Vitus das kleine Grab mit Laub, Zweigen und Blumen aus und schaufelte es dann zu. Die Mutter weinte tagelang wegen des Hundes und das Haus

war noch trauriger ohne die freundliche Gefährtin mit der dankbar wedelnden Rute, ohne ihre guten klugen Augen und den weichen Gang der Pfoten, deren leises Nägelklappern auf den Dielen ein so lang gewöhntes Geräusch war. In einzelnen Zimmern standen schon gepackte und vernagelte Kisten und täglich wurden die Räume leerer. Nur der Alderman Veit Pieter Venloo blickte streng und unbeugsam aus seinem schweren Goldrahmen mit dem Rosenwappen, die rechte Hand mit dem Spitzenkräuschen und dem Siegelring in den Brustausschnitt gesteckt. Nachts krachten die Möbel und in den Wänden rieselte es. Das Haus nahm Abschied von seinen Bewohnern. Am wohlsten fühlte sich Vitus in allem Trennungsfieber doch bei Plöchhammer und seinem Vater. Oft saß er lange in der Werkstätte, sah zu, wie beim Pfauchen der Bälge blaugrüne Flammen aus den Kohlen schlugen und weißes Eisen sich wie Wachs auf dem Amboß bog und formte, bis es rot und endlich dunkler wurde und zischend im Wasserkübel versank. Malzey sah wie ein Kobold aus, wenn er den Hammer schwang. Er und der Altgeselle waren ein Herz und eine Seele und beide berauschten sich an allerlei Flugblättern, die in die Arbeitsstätten flogen. Der zungenfertige

und witzige „lateinische Schmied" genoß trotz seiner Lehrbubenstellung viel Ansehen in der Zunft und eine große Rolle in der allmählich erstarkenden Partei der Unzufriedenen war ihm gewiß. Selbst der Alte fand vieles von dem, was die Jugend der Arbeiterschaft zäh anstrebte, gut und gerecht und der Satz von den Gütern dieser Welt, die unrechtmäßig verteilt seien, ward immer häufiger in Gespräche eingeflochten, die er führte. Und es wäre zwischen ihm und dem Bäcker Ruhsam, der ein Anhänger strenger Zucht war und ihm riet, den vorlauten studierten Lehrbuben lieber ordentlich zu beuteln, statt ihm nachzureden, bald zu offener Fehde gekommen. Vinzenz nur blieb sich immer gleich, war meistens still und zufrieden mit seinen Erfindungen beschäftigt.

Isidor Geduldig, den der bevorstehende Abschied Venloos mit Betrübnis erfüllte, schloß sich dem Freunde des öfteren auf Spaziergängen an und legte aus einem dunklen Bedürfnis, dem anderen nahe zu kommen, lebhafte Andacht für Dinge der Natur an den Tag. Er liebte in seiner Art diesen Vitus, wenngleich er vieles nicht begriff, was den anderen bewegte. Auch von den Gedichten Heines, die er mit seinem ungewöhnlich entwickelten Gedächt-

nis sich zum größten Teil einverleibt hatte, gefielen dem Freunde oft die Strophen, die ihm besonders bemerkenswert erschienen, am wenigsten. Aber das gutmütige Bemühen Geduldigs, dem einstigen Beschützer und Rächer Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu bezeigen, strahlte wie eine reine, durch nichts beeinträchtigte Flamme aus allen sonstigen Absonderlichkeiten hervor und gewann ihm dort Freundschaft, wo früher vielleicht nur ein Sichvertragen gewesen war. Und manchmal kamen sich die beiden sehr nahe.

Die Berge rundum, alle dunkel waldgrün, mit zackigen Kalkspitzen oder grünbraunen Kuppen, die sanfte Vorstufe des Mittelgebirges mit weißen Dörfern und Einzelhöfen, begannen Vitus fremd zu werden, gleichsam zurückzuweichen. Nach manchem sehnte er sich, hätte es gern noch einmal gesehen: den stahlblauen Achensee, die Merkwürdigkeiten der Feste Trotzberg, das Salzbergwerk oberhalb Hall und die Heiligengerippe in Gold und schwerer Seide, die in Glaskästen auf Altären der Pfarrkirche standen. In den letzten Tagen, in denen das Haus von neugierigen und teilnehmenden Besuchern voll war, floh er vor den Tönen echten und teilnehmenden oder geheuchelten

Bedauerns, die aus den Besuchszimmern kamen, und lief in der Stadt herum, eilig noch altgewohnte Bilder sammelnd und verstärkend für die Erinnerung. Grünmoosige hölzerne Schaufelräder im dahinschießenden grauen Wasser des Sillkanals, die Bretterbude im Park, in der er so viele Ritterstücke gesehen hatte, die kunstvoll aufgebaute Zwergnachbildung der Tiroler Gebirge im Garten des Pädagogiums, die Schätze im Museum Ferdinandum. Er aß noch einmal die fein schmeckenden Napoleonschnitten bei einem Zuckerbäcker in jener Seitengasse der Lauben, in der er damals mit Gretl gesessen hatte, ruderte zum letztenmal auf dem Glasspiegel des runden Lanserssees umher und lauschte auf verbotenem Wege in der Sillschlucht dem peitschenartigen Knallen der Schüsse, die in der Nähe scheibenschießende Jäger abgaben. Und mehr als einmal überschritt er den Inn auf dem Steg, legte dem alten Brückenwächter einen Kreuzer auf das Schalterbrettchen und ging langsam die Mauer jenes Gartens entlang, in dem das Kluibenschildsche Haus stand. Aber niemand war zu sehen und niemand begegnete ihm, wenn er langsam seinen Weg zurückging.

Eines Tages ging der letzte Möbelwagen ab mit

seiner Last und mit den Betten, in denen man noch nachts geschlafen hatte. Die Stadt sah nun ganz fremd aus. — Das Sonnenlicht des späten Nachmittags fand Mutter und Sohn auf dem Bahnhof und bald kam jene Reihe von Augenblicken, in denen bekannte Häuser und Straßenbilder, Dörfer, Wiesen und Felder vorbeizogen, bis endlich das Aussehen der Orte und die Umrisse der Bergeshäupter neu und ungewohnt wurden. Die Mutter, die Vitus gegenüber saß, hatte den schwarzen Schleier zurückgeschlagen und hielt ihr Taschentuch an den Mund gepreßt. Ihre Augen waren voll Tränen. Jetzt erst kam es Vitus schmerzlich in den Sinn, wie wenig er zuletzt auf die Mutter geachtet hatte und wie sehr er mit sich und mit seinen empfindsamen Stadtgängen beschäftigt gewesen war. Er bemühte sich, mit vielen Aufmerksamkeiten und Diensten seine Reue zu zeigen. Die Mutter lächelte glückselig und dankbar, voll froher Zukunftshoffnungen bei solch ritterlicher Aufmerksamkeit des jungen Sohnes. Sie saßen allein im Abteil und sprachen über mancherlei, was sie sich von den kommenden Zeiten erhofften.

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

WERKE VON PAUL BUSSON

PAUL BUSSON

Die Wiedergeburt des Melchior Dronte

Der Roman einer Seelenwanderung

27. Tausend

In Halbleinen M 5.—, mit Lederrücken M 8.—

„In diesem Buche ist eine Fülle der Gesichte, die uns fast beängstigend umdrängt und uns dieses furchtbar blutige Leben in Hand und Sinn preßt, daß wir nicht davon ablassen können, daß wir im Banne einer höheren Macht zu stehen glauben. Was an diesem Buche so tief ergreift, ist schließlich nicht das Mystische, Spannende. Was es vor allem aus den vielen heraushebt, ist, daß es ein Jahrhundert deutschen Lebens gibt. In dieser schönen Zeitlosigkeit ist dieses Buch ein Buch aller Zeiten."

Hamburger Fremdenblatt

„Dieser Roman wird wohl zu den allerstärksten Eindrücken gezählt werden müssen, die man von der neueren deutschen Epik hat. Ein Seelenwanderungsroman. Ein Buch, das zeitlos ist und das man gelesen haben muß, um die schöpferische Kraft zeitgenössischer Epik in einer ihrer hervorragendsten Erscheinungen zu kennen. Paul Busson gehört hiermit zu den allerersten deutschen Erzählern."

Prager Presse

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung

PAUL BUSSON

Die Feuerbutze

Roman aus der Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe von 1809

11. Tausend

In Leinen M 7.—, mit Lederrücken M 8.—

„Ein Gestalter hohen Ranges entwickelt Menschen und Dinge mit liebevollster Hand. Dieser Roman ist ein großes Kunstwerk. Es ist voll süßer Herbheit, spannend und menschlich tief. Ein rechtes und mannhaftes Buch."

Der Tag, Berlin

„Starke Mächte sind hier versammelt: Krieg, der aufwühlt, Geheimnis, das verwirrt und lockt, Liebesleidenschaft, die betört. Blut, Feuer, Mysterienkult und Liebe schaffen den glühenden Impuls, der diese klar geformte Erzählung treibt und emporträgt auf den Gipfel der fast zerreißenden Spannung. Die Gestalten sind echt und lebendig. Der Gang der Sprache hat prachtvollen Rhythmus. Wind und Luft sind zu schmecken. Ein Roman von Haltung, Kultur und künstlerischer Feinheit."

Friedrich Schnack in Die schöne Literatur

„Das herrliche, reiche und tiefe Buch raubt uns den Atem in seiner Kraft, Fülle und Gedrungenheit."

Deutsche Akademische Rundschau

„Hier ist ein Roman jener breiten und fülligen Art, die keinen ungesättigt entläßt."

Tagebuch, Berlin

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung

PAUL BUSSON

Sylveſter

Eine Sommergeſchichte

In Leinen M 5.50

„Das Buch, deſſen Schönheiten den Leſer immer wieder hinreißen, gehört zu den tiefſten und köſtlichſten Dichtungen unſerer Tage.“
Bohemia, Prag

„Wer dieſes Buch lieſt, muß es lieben “
Neues Wiener Tagblatt

„Wundervoll die Schilderung der Natur und der Kreatur, die in ihr lebt und webt.“
Tägliche Rundſchau, Berlin

Natur, Tiere und Wald ſpielen in menſchliches Erlebnis hinein und erheben dieſen reifen Roman zu einer zeitloſen Dichtung.“
Der Querſchnitt

„Die ſtarke dichteriſche Eigenart Buſſons iſt auch in dieſer Erzählung lebendig. Um die Vorgänge des Buches webt eine wahrhaft paniſche Waldverzauberung, aus der das Abenteuer mit Märchenaugen ſchaut. Die Allheit des Lebens zieht in dieſer Sommergeſchichte, die eine ſelten wertvolle Gabe darſtellt, vorüber.“ Neue Freie Preſſe, Wien

„Griff der Dichter mit ſeinen beiden großen Romanen ‚Die Wiedergeburt des Melchior Dronte‘ und ‚Die Feuerbutze‘ ſozuſagen in die große Welt der Seele, ſo malte er in dieſem Werke ‚Sylveſter‘ die kleine Welt der eigenen Seele. Abendlicher Goldton, der einen Tag der Liebe und des fruchtbaren Geſchehens umſchließt, durchſchimmert die Geſchichte. Ein echter Buſſon dieſes Buch, der Liebe, die ihm entgegenſchlägt, würdig.“
Allgemeine Zeitung, Chemnitz

F. G. Speidel'ſche Verlagsbuchhandlung

NEUERSCHEINUNGEN

DOMINIQUE DUNOIS

Georgette Garou

Roman aus der Touraine

In Leinen M 6.80

„Hier ist große dichterische Epik, großartige Tragik. Herrlich in der Plastik der bilderfesten Sprache und herrlich in der Reinheit des Wissens um die Liebe, den Lebenssinn der Frau, ist dies Buch, das wir Deutschen lieben sollten. Hier brachte die Übersetzungsmode uns ein Werk, wie wir es unter den deutschen Romanen der Gegenwart leider vermissen müssen."

Hanns Martin Elster in den Leipziger Neuesten Nachrichten

„Wie aus Marmor gehauen ist dieser Roman einer Frau über eine andere."

National-Zeitung, Basel

„Dominique Dunois erreicht die Wucht von Zolas ‚Mutter Erde'."

Hannoverscher Anzeiger

„Das alles ist in einer überaus herrlichen Sprache erzählt." Münchener Post

„Ein Meisterstück der Erzählerkunst."

Hamburger Rundfunk

„Mit Recht hat dieser tief tragische Roman den ‚Prix Femina' erhalten."

Berliner Tageblatt

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung

MIRKO JELUSICH

Caesar

Roman

In Leinen M 9.—

„Ein mit zwingendem Temperament geschriebener Roman." Frankfurter Zeitung

„Das Buch ist außer seiner Eigenschaft als Roman eine unserer grandiosesten Biographien, die jemals geschrieben wurden. Ein gigantisches Gemälde von einem Großen über einen Großen." Wiener Zeitung

„Aus Österreich kommt ein Buch, das zu den größten und wichtigsten Erscheinungen seit langer Zeit gehört: der Caesar-Roman von Mirko Jelusich." Deutsche Zeitung, Berlin

„Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir behaupten, Jelusich hat auf lange hinaus den Caesar-Roman geschrieben."
Bayerischer Kurier, München

„Ein grandioser Roman. Die Schilderungen sind von einer szenischen Belebtheit, die sich schlechthin nicht mehr überbieten läßt."
Hamburger Nachrichten

„Die handelnden Personen sind durchaus realistisch gesehen und mit geschlossener Kraft dargestellt. Genaue Kenntnis der Zeit und ihrer Vertreter lassen ein wahrheitsgetreues Bild des alten Rom erstehen."
Der Bund, Bern

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung

FELIX BRAUN

Die Heilung der Kinder

Drei Erzählungen von Kindern

In Leinen M 5.—

„Ein Buch voll von märchenhafter Schönheit ... schön wie ein unwirklich schöner Blumenstrauß." Der Tag, Wien

„Drei Kindheitslegenden, von dem Dichter mit der musikalischen Anmut und der Weisheit seiner Erzählungskunst geformt."
B. Z. am Mittag, Berlin

EDGAR LEE MASTERS

Der Hochzeitsflug

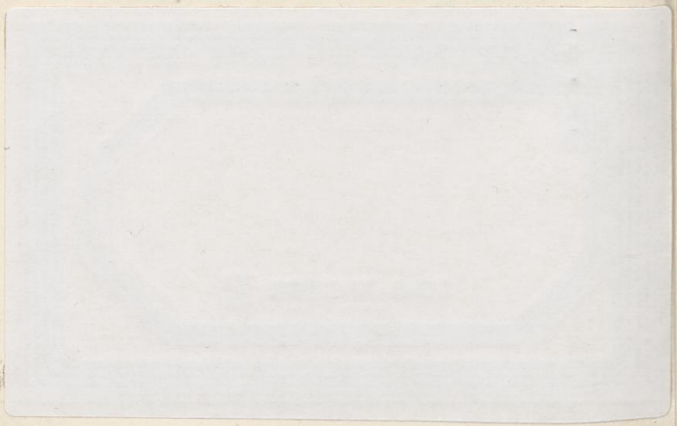
Roman

Mit einer Vorrede von Upton Sinclair

In Leinen M 7.—

„Masters steht in der Reihe der Nobelpreiskandidaten, und man versteht dies, wenn man den Roman gelesen hat. Hier ist ein großer Gestalter am Werk, wie wir ihn nicht allzu oft erleben. Der Dichter schildert das Schicksal einer ganzen Familie in drei Generationen."
Schwäbischer Merkur, Stuttgart

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung



8/5.31

PAUL BUSSON

Vitus Venloo

Die Geschichte einer Jugend

Der Dichter der »Wiedergeburt des Melchior Dronte« und der »Feuerbutze« erzählt die Geschichte seiner glücklichen Jugend. Eine köstliche Knabenjugendzeit mit allem Heiteren und Ernsten, mit allen heimlichen Erlebnissen und Abenteuern steigt auf und bezaubert. Ein warmherziges, frohes, menschlich tiefes Buch, der Liebe, die ihm entgegenschlägt, würdig.

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung